R. B
Ph.
16b
2

Ph.
o 16b/2

R. B.

[illegible]
[illegible]
aprox Auf: 45

# Leitfaden der Logik

und

## der empirischen Psychologie

für den

Unterricht an Gymnasien und anderen höheren Lehr-Anstalten

und

zum Selbstunterricht.

---

Von

**Dr. Georg Schramm.**

II. Heft: Empirische Psychologie.

BAMBERG.
Kommissions-Verlag der Schmidt'schen Buchhandlung (L. Schindler)
1881

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

# Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung. — § 1. Begriff und Aufgabe der Psychologie. — § 2. Die Psychologie gegenüber den ihr verwandten Wissenschaften. — § 3. Wert und Bedeutung der Psychologie. — § 4. Empirische und spekulative Psychologie. — § 5. Die verschiedenen psychologischen Theorien. — § 6. Die materialistische Ansicht vom Wesen der Seele. — § 7. Einwürfe gegen diese Anschauung. — § 8. Die spiritualistische Ansicht von der Seele. — § 9. Widerlegung dieser Ansicht. — § 10. Die Seele nach der Lehre des pantheistischen Monismus. — § 11. Herbarts Realismus. — § 12. Bestimmung des Wesens der Seele. Vorbemerkung. — § 13. Unterschied zwischen den anorganischen und organischen Körpern. — § 14. Pflanzen und Tiere. — § 15. Die menschliche Seele in ihren Unterschieden zur Naturseele der Tiere. — § 16. Begriff der menschlichen Seele. — § 17 und 18. Die verschiedenen Thätigkeitsweisen der menschlichen Seele als Äusserungen der nämlichen Grundkraft. — § 19. Priorität des Erkenntnisvermögens. — § 20. Voraussetzungen der Empfindungen. — § 21. Sensitive und motorische Nerven. — § 22. Unmittelbarkeit der Empfindungen. — § 23. Das Zustandekommen der Empfindung. — § 24. Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung. — § 25. Inhalt, Stärke und Ton der Empfindung. — § 26. Empfindungen als Zeichen der Reizobjekte. — § 27. Die Sinne und Sinnesorgane. — § 28. Das Gesicht. — § 29. Von den Farben. — § 30. Das Gehör. — § 31. Vergleich der Gehörs- und Gesichtsempfindungen. — § 32. Der Tastsinn. — § 33. Die Schmerzempfindung. — § 34. Die Tastempfindungen. — § 35. Druck-, Geruchs- und Muskelempfindungen. — § 36. Temperaturempfindungen. — § 37. Verwandtschaft der drei höheren Sinne. — § 38. der Geschmackssinn. — § 39. Der Geruchssinn. — § 40. Zusammengehörigkeit und Vikariat der Sinne. — § 41. Sinnestäuschungen. — § 42. Raum und Zeit. — § 43. Unterschied der Gefühle und Empfindungen. — § 44. Das Gemeingefühl. — § 45. Die sinnlichen Gefühle. — § 46. Tonus der Gefühle. — § 47 und 48. Vorstellungsgefühle. — § 49 bis 52. Gefühle der Er-

innerung und Phantasie; Thätigkeitsgefühle; Gefühle des Geselligkeitstriebes; die ethischen Gefühle. — § 53. Das Gewissen und die Reue.— § 54 und 55. Selbstgefühl, Ehrgefühl; Ruhm, Bescheidenheit, Anmassung, Hochmut, Demut, Eitelkeit, Stolz. — § 56—60. Rechtsgefühl, Wahrheitsgefühl, Schönheitsgefühl, das religiöse Gefühl, Schlussbemerkung. — § 61. Affekte. — § 62. Vorstellen und Denken. — § 63. Grade der Verstandeskraft. — § 64. Der Verstand als Regulativ der Vernunfterkenntnis. — § 65. Die Vernunft. — § 66. Die Ideen als Vernunftanlage etc. — § 67. Die Begeisterung und die Ideale. — § 70. Verschiedene Grade der Gedächtniskraft. — § 71. Das Memorieren. — § 72. Das mechanische Memorieren. — § 73. Das ingeniöse Memorieren. — § 74. Das judiziöse oder verständige Memorieren. — § 75. Die Wiedererinnerung. — § 76. Ideenassociation. — § 77. Einbildungskraft oder Phantasie. — § 78. Das Triebleben der Seele im allgemeinen. — § 79. Begehrung, Neigung, Naturanlage, Gewohnheit, Hang. — § 80 und 81. Die Leidenschaften. — § 82. Der menschliche Wille. — § 83. Die Freiheit des Willens. — § 84. Naturnotwendigkeit, Vernunftnotwendigkeit. — § 85. Genesis der Willensakte. — § 86. Indeterminismus, Determinismus. — § 87. Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit. — § 88. Der Charakter, die Besonnenheit, Selbstbeherrschung und Gesinnung. — § 89. Charakterfestigkeit, Charakterlosigkeit, Charakterbildung. — § 90. Perfektibilität des Charakters. — § 91. Der sittliche Charakter oder die ideale Freiheit. § 92. Störungen des Seelenlebens.

# Vorwort.

*Bei der Bearbeitung vorliegender Schrift stellte sich der Verfasser folgende Fragen: Welche Materien aus dem weiten Gebiet der Psychologie eignen sich für die durchschnittliche Fassungskraft der Primaner? Welche sind für dieselben von praktischer Bedeutung? Wie muss die Arbeit gehalten sein, damit die kurze Zeit, welche ihrer Bewältigung in einem Semester zugewendet werden darf, ausreicht? Welcher Gang muss eingehalten werden, damit dieselbe trotz ihres fragmentarischen Aussehens in sich zusammenhängend sei? — Was den Stoff betrifft, wurde alles weggelassen, worauf die Wissenschaft nach ihrem jetzigen Standpunkt nur Antworten hypothetischer Natur geben kann; hierher gehört das Hellsehen, der Somnambulismus, alle Erscheinungen des tierischen Magnetismus, ferner gewisse somatisch-psychische Zustände, wie der Schlaf und das Traumleben der Seele. Ebenso musste ausgeschlossen bleiben eine eingehende Besprechung und Erörterung von Fragen, die einen rein spekulativen Charakter tragen. Wohl aber schien es geraten, im allgemeinen die materialistischen, spiritualistischen und pantheistischen Anschauungen zu skizzieren und in kurzen Linien die Einwürfe zu zeichnen, durch welche die Unhaltbarkeit derselben schlagend dargethan wird. Denn nur auf diese Weise konnte die Bahn geebnet werden zur Beantwortung der Frage nach der realen Existenz und Wesenheit der Seele. Es ist ja eine Un-*

*gereimtheit, von einer Seele und von einer Wissenschaft des seelischen Lebens zu sprechen, ohne jene Ansichten abzuweisen, welche das Dasein einer individuellen, geistigen und persönlichen Seele rundweg leugnen oder die psychischen Funktionen bloss für Resultate der Thätigkeit des leiblichen Organismus und seiner Teile erklären.*

*Aus dem auf diese Weise zugeschnittenen Material sollte dann nur das Berücksichtigung finden, was neben der theoretischen Belehrung auch praktischen Wert hat. Deshalb wurde verhältnismässig der Besprechung der einzelnen Seelenvermögen und deren verschiedenen Äusserungsweisen der meiste Raum zugewiesen. Was die Methode, den Gang und die Darstellungsweise betrifft, so schien es am zweckdienlichsten, an der Hand der Erfahrung von den primitivsten Akten des Seelenlebens auszugehen und nach induktiver und genetischer Methode fortzuschreiten zur Erfassung und Klarlegung der vollkommensten Schöpfungen des vernünftigen Geistes. Zu wiederholen, dass der Zweck dieser Schrift es dringend gebot, nur das Wichtigste zu bieten und dies mehr anzudeuten als ausführlich darzustellen, ist überflüssig. Aus dem gleichen Grunde wurde auch eine Form gewählt, die mehr begrifflich - dogmatisch als kritisch - beschreibend die gesicherten Resultate der Forschung auf dem psychologischen Gebiete dem Leser vorlegt. Als Schulbuch soll und kann es nicht alles bringen und muss das Fehlende dem nachhelfenden Wort des Lehrers überlassen.*

*Sollte das Büchlein dazu beitragen, dass der jugendliche Leser im Verlauf seines akademischen Studiums und in seinem späteren Leben nicht so unbedingt den landläufigen, leichtfertigen und haltlosen Anschauungen über das Sein und Wirken des menschlichen Seelen- und Geisteslebens beipflichtet:*

*sollte ihn so manches stutzig machen, auf die Worte des Zeitgeistes zu schwören und er sich angeregt fühlen, durch selbständiges Forschen über sein eigenes Wesen und über seine letzten und höchsten Lebenszwecke sich Klarheit zu verschaffen, so ist der Zweck, den sich der Verfasser setzte, vollständig erreicht.*

*Schliesslich sei bemerkt, dass besonders berücksichtigt wurden die Arbeiten von Volkmann, Ulrici, J. Fichte, Fortlage, Lotze, Jessen, Schaller, Brentano, Burdach, Ludwig, Fechner, Helmholz, Herbart etc.*

**Bamberg** *im September 1881.*

**Der Verfasser.**

# Einleitung.

## Begriff und Aufgabe der Psychologie.

§ 1.

Es ist die Aufgabe jeder Spezialwissenschaft, die Gesetze aufzusuchen, nach welchen sich eine grössere oder geringere Summe von gleichartigen Vorgängen im natürlichen und geistigen Sein vollzieht. Den Kreis der Erscheinungen, mit denen sich die Psychologie beschäftigt, bilden nun alle jene Funktionen, welche von dem allgemeinen Sprachgebrauch als seelische bezeichnet werden. Zu ihnen gehört alles, was wir mit den Namen: Empfinden, Wahrnehmen, Fühlen, Begehren, Wünschen und Wollen, Denken und Erkennen, künstlerisches Gestalten durch die Phantasie benennen. Es wird also die Aufgabe der Psychologie sein, die Bedingungen kennen zu lernen, unter welchen, und die Gesetze, nach welchen Empfindungen, Wahrnehmungen, Gefühle, Begierden, Gedanken und wissenschaftliche Thätigkeit, Willensakte und künsterisches Schaffen aktuell werden können, durch welche Fähigkeiten die genannten Funktionen möglich sind und von welchen gesetzlichen Bestimmungen sie geleitet werden.

## Die Psychologie gegenüber den ihr verwandten Wissenschaften.

§ 2.

Die tägliche Erfahrung lehrt, dass die angegebenen seelischen Thätigkeiten sich nicht ohne bestimmte Verhältnisse und Vorgänge des leiblichen Organismus vollziehen lassen. Denn alles Empfinden, Fühlen, Denken, Wollen etc. ist nur möglich

unter Bethätigung der verschiedenen Sinnes- und Bewegungsorgane des Leibes. Wenn nun thatsächlich die menschliche Seele in ihrer jetzigen Existenzform sich nicht ohne den Leib aktualiter äussern kann, so steht sie offenbar in der innigsten Verwandtschaft mit der Somatologie und deren Teilwissenschaften, der Anatomie, Physiologie, Physik, Chemie und überhaupt mit allen Wissenschaften, die sich auf die Erkenntnis des gesamten Menschen (Anthropologie) beziehen. Manche Probleme der Psychologie werden wegen der Wechselwirkungen und gegenseitigen Beziehungen, in welchen die Zustände des Leibes und die Stimmungen und Regungen der Seele zu einander stehen, sich nicht lösen lassen ohne einen Einblick in jene leiblichen Vorgänge zu thun, die an und für sich die Objekte für andere Disciplinen und besonders für bestimmte Sparten der Naturwissenschaft bilden.

Um das Gebiet der Psychologie genauer abzugrenzen, ist es nötig, die Grenzpfähle der ihr verwandten Wissenschaften zu bezeichnen.

Die Anthropologie beschäftigt sich mit dem ganzen Menschen, mit der Gesamtheit der somatischen und psychischen Funktionen, mit dem leiblichen und seelischen Leben des gesamten menschlichen Organismus. Zu ihr steht die Psychologie im Verhältnis einer Spezialwissenschaft.

Die Somatologie bildet als die Wissenschaft von der animalischen Existenz des menschlichen Leibes die zweite Hälfte der Anthropologie. Spezialwissenschaften derselben sind:

Die Physiologie. Dieselbe untersucht einerseits die Erscheinungsformen des menschlichen Leibes in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung, von seinem embryonalen Zustand bis zu seiner Auflösung, anderseits sucht sie den Anteil zu erklären und festzustellen, welchen die leiblichen Organe und deren Funktionen an dem Zustandekommen der vorhin genannten psychischen Thätigkeiten und Erscheinungen haben. Dagegen sind alle seelischen Zustände und Erscheinungsweisen, die sich nicht aus physiologischen Kräften und durch physiologische Gesetze erklären lassen, von ihrem Gebiete auszuschliessen; z. B. die Betrachtung der Naturobjekte von ihrer ästhetischen und ethischen Seite etc.

Die Anatomie hat zu Erkenntnisobjekten die Bestandteile des menschlichen Körpers, deren Bau und Textur. Sie verbreitet sich über die Beschaffenheit der Knochen, Bänder, Muskeln, Nerven, Eingeweide und Gefässe, über die räumliche Verbindung der Organe und ihre Zusammensetzung zum ganzen Organismus.

Mit den genannten Disciplinen in nächster Verbindung stehen Physik und Chemie. Denn eine gesunde Anthropologie samt ihren Sparten ist nur möglich, wenn über das Verhältnis der einzelnen Naturkörper und deren Erscheinungsformen, wie sich die letzteren durch äussere, physische Berührung und Wechselwirkung und durch innere, chemische Durchdringung herausgestalten, das genügende Licht verbreitet ist. Die Physik betrachtet die äusseren Veränderungen der Naturkörper und erforscht die Gesetze, nach denen dieselben erfolgen, die Chemie die inneren Veränderungen der anorganischen und organischen Körper.

## Wert und Bedeutung der Psychologie.

§ 3.

Da sich die Prozesse der leiblichen Existenz, ferner die religiöse, sittliche, ästhetische und historische Seite des Lebens des Einzelnen und der gesamten Menschheit nicht durch physiologische, physikalische und chemische etc. Gesetze erklären lassen, so hat die Psychologie nicht nur das Recht, als selbständige Wissenschaft aufzutreten, sondern sie kann sich auch bezüglich ihrer Wichtigkeit auf den verschiedenen Gebieten des praktischen Lebens, der Religion, Kunst, sozialen und historischen Entwicklung der Menschheit allen anderen Wissenschaften ebenbürtig zur Seite stellen, insbesondere den Naturwissenschaften.

Denn abgesehen davon, dass diese sich schliesslich alle mit den Phänomenen der äusseren oder sinnlichen Wahrnehmungen befassen, deren reelle Substrate nicht einmal wesenhafte Gegenstände, sondern blosse Zeichen von etwas Wirklichen sind, das auf unsere Sinne einwirkt, welche Einwirkungen durch eine innere, seelische Kraft zur Vorstellung von Farbe, Licht, Wärme etc. verarbeitet werden, abgesehen davon, dass wir durch

die äusseren Sinne nur ein unvollständiges Bild von der Wirklichkeit bekommen, ergibt sich höchstens als Resultat der Naturwissenschaften der Nachweis, dass sich alle natürlichen Vorgänge nach den nämlichen mathematischen Gesetzen vollziehen, sich unter die nämlichen algebraischen, geometrischen und stereometrischen Formeln bringen lassen, welche die Grössenlehre durch Abstraktion von Grössenverhältnissen überhaupt gewinnt. Die Erscheinungen der inneren Wahrnehmung dagegen sind in sich selbst wahr, und die Evidenz, mit der sie wahrgenommen werden, zeigt, dass sie sind, wie sie erscheinen.

Bezüglich ihres Wertes für das praktische Leben kann die Psychologie sich mit Recht die erziehende Mutter der Einzelnen und der ganzen menschlichen Gesellschaft nennen. Sie liefert Eltern, Lehrern und Erziehern die wissenschaftliche Grundlage für eine richtige Beurteilung und Pflege der Fähigkeiten und sittlichen Anlagen der Jugend, und sichert bei der Behandlung derselben vor einem blinden und unbeholfenen Umhertasten.

Wie schwer sich die Missachtung psychologischer Grundsätze auf dem Gebiete der Politik, der staatlichen inneren Verhältnisse und der Entwicklung der Völkergeschichte rächt, zeigt uns der Gang der Weltgeschichte nur mit zu traurigen Spuren.

Aber nicht nur das praktische und ethische Leben des Menschen, sondern auch die Welt des Schaffens der Phantasie, wie die Welt des Gedankens reichen mit ihren Wurzelfasern in das Gebiet der Psychologie.

Ferner ist nicht zu übersehen, dass die Auswüchse des religiösen Lebens, nämlich Aberglaube und Fanatismus, deren Verwerflichkeit hochgetürmte Berge von Leichen, rauchende Städte und verwüstete Länder bezeugen, zum guten Teil verschwinden würden bei einer richtigen Einsicht in die religiösen Bedürfnisse des Menschen und bei einer erschöpfenden Erkenntnis der Mittel zu deren Befriedigung.

Auch dem Richter wird eine gründliche Einsicht in den psychischen Habitus des Angeklagten und des Anklägers, sowie der beiderseitigen Zeugen etc. eine unerlässliche Bedingung sein für die richtige Beurteilung des Thatbestandes, für eine gerechte Entscheidung der Frage ob schuldig oder nicht schuldig.

Aber nicht nur für die gesunde Menschheit, sondern auch für Kranke und Leidende findet der Psychologe manches, was zur Linderung und Heilung von Störungen des leiblichen Organismus und der seelischen Funktionen dienen kann, wie jede rationelle Psychiatrie und die Erfolge jener Ärzte beweisen, die nicht ohne Einsicht in die seelischen Zustände der Patienten an die Lagerstätte derselben treten. (Brentano, Psychologie S. 24 ff.)

## Empirische und spekulative Psychologie.

§ 4.

Die empirische Psychologie geht von der Erfahrung aus, und hat zur Grundlage die Thatsachen des seelischen Lebens, wie sie durch die Wahrnehmungen des inneren und der äusseren Sinne als existierend bezeugt werden. Sie beginnt nach induktiver Methode mit den ursprünglichen Funktionen der Seele, dem Empfinden, Wahrnehmen und Vorstellen, tritt dann an die Erforschung und Erklärung des Gefühls- und Trieblebens der Seele heran und schliesslich an die Betrachtung derselben als eines selbstbewussten Wesens, das den Gesetzen des verstandesmässigen und vernünftigen Denkens gemäss nach Erkenntnis und gegründetem Wissen strebt, selbstbewusst und spontan aus sich freie Akte setzt und als persönliches Wesen in ein Pflichtverhältnis zu sich, zur Welt und zu Gott tritt.

Die spekulative Psychologie geht von metaphysischen Principien mehr oder weniger hypothetischer Art aus, sucht nach vorherrschend deduktiver Methode die Funktionen der Seele zu erklären und unter die Form der Gesetzlichkeit zu bringen.

Anmerkung. Aus dem Gesagten ergeben sich als Hauptquelleu der Psychologie: a) die Selbstbeobachtung, das *γνῶθι σεαυτόν*; b) die Kenntnis der inneren, seelischen Zustände, der Triebe, Affekte und Leidenschaften anderer, sei es dass sie durch eigene Beobachtung gewonnen oder von anderen uns übermittelt wird; c) die Resultate der wissenschaftlichen Forschung aller Disciplinen, welche mit der Psychologie verwandt sind; hieher gehören die Physiologie, Anatomie, Physik, Chemie, besonders die Geschichte von den Kultur-Rechts-Religionsverhältnissen und der künstlerischen Produktivität der verschiedenen Staaten und Völker, dazu kommen noch die Linguistik und vorzüglich die klassischen Werke der Heroen auf dem Gebiete der Rede- und Dichtkunst.

# Erste Abteilung.

## I. KAPITEL.

## Begriff und Wesen der Seele.

### Die verschiedenen psychologischen Theorien.

§ 5.

Soll die Psychologie die Wissenschaft von den § 1 angegebenen seelischen Erscheinungen und Thätigkeiten sein, so ist vor allem die Frage zu stellen und zu beantworten: Was ist die Seele? Können die seelischen Funktionen als das Produkt der Thätigkeit des gesamten leiblichen Organismus oder einzelner Teile desselben nachgewiesen werden, oder setzt eine vollgültige Erklärung derselben eine reale, individuelle, vom Leib und dessen Organen verschiedene Kraft oder Substanz voraus? Sind die Erscheinungen des Seelenlebens blosse Qualitäten, Dependenzen und Adhärenzen der somatischen Materie und ihrer Eigenschaften, oder sind sie die Kraftäusserungen von etwas Anderen, vom Leibe Verschiedenen? Die bunten Antworten auf diese Fragen teilen sich im allgemeinen in drei grössere Gruppen, von denen die eine zum Gebiete des Materialismus, die zweite zu dem des Spiritualismus, die dritte zu dem des individuellen Realismus gehört.

### Die materialistische Ansicht von dem Wesen der Seele.

§ 6.

Der Materialismus stützt sich auf die Thatsache der Erscheinung des Menschen als eines einheitlichen Wesens und auf das mächtige Gefühl, dass jeder Einzelne von dieser Einheit hat. Sein Fundamentalsatz lautet: „Der Mensch zeigt während seines ganzen Lebens sich als die ungeteilte Einheit von Leib und Seele; diese innere Einheit der menschlichen Natur und

Erscheinung ist eine offene Thatsache. Denn erfahrungsgemäss kennt man keinen Zustand der Seele, in dem sie vom Leib losgelöst wäre; ebensowenig ist ein Akt ihrer bewussten Wirksamkeit bekannt, den sie ohne Beihilfe der leiblichen Organe vollziehen könnte; ferner spiegeln sich gewisse Zustände des Leibes unwillkürlich und unwiderstehlich in der Stimmung der Seele ab." Aus diesen Thatsachen geht nach der Anschauung des Materialismus deutlich hervor, dass die Seele in ihrer Thätigkeitsweise vollständig vom Leib abhängig sei, so dass die Annahme einer vom Leibe verschiedenen, selbständigen, realen seelischen Substanz als eine Ungereimtheit erscheine. Die Bewusstseinszustände, überhaupt alle sogenannten seelischen Thätigkeiten sind nach dieser Theorie blosse Eigenschaften oder Funktionen des leiblichen Organismus, werden erzeugt und geleitet durch die physiologischen, physikalischen und chemischen Kräfte der Materie. Der Leib ist also die einzige substantielle Grundlage der ganzen Erscheinung des Menschen und zwar ist vor allem das Gehirn der Träger des Seelenlebens, der Sammelplatz aller Empfindungen; die Kraftzentren des Gehirns sind die Werkstätte, aus welcher nach notwendigen Gesetzen der Materie alles Denken, Wünschen, Begehren, Wollen und künstlerische Schaffen, die Thatsache des Gottes- und Rechtsbewusstseins etc. hervortritt.

## Einwürfe gegen diese Anschauung.

§ 7.

Gegen diese Auffassung der Seele sind folgende Einwürfe zu erheben, welche der Materialismus bis jetzt nicht widerlegt hat, noch je wird widerlegen können.

1. Es gibt Akte, welche die Seele ohne Beteiligung des leiblichen Organismus vollzieht; z. B. das Hellsehen, die Ekstase.

2. Die Seele äussert ihre Kraft nicht in den Funktionen des Bewusstseins allein, denn es gibt Zustände, in welchen die Seele sich als eine monadische Kraft erweist, die nach unbewussten Vorstellungen handelt; hieher gehören alle vegetativen Prozesse des Lebens: Stoffwechsel, Athmungs- und Verdauungsprozess.

3. Wenn die seelischen Akte bloss Effekte und Wirskungen des Gehirns sind, so müsste sich im Kopfe de-

Menschen schliesslich nur ein zusammenhangsloses Aggregat von verschiedenen Empfindungen und Wahrnehmungen zusammengewürfelt finden. Nur ein vom Gehirn verschiedenes Etwas kann diese ungeordnete Masse nach einem einheitlichen Princip sichten und verbinden, das Fremde aussondern, das Gemeinsame ausscheiden, zu Vorstellungen und abstrakten Begriffen erheben.

4. Überhaupt können die Vorgänge und Wirkungen des Gehirns nur als mechanische Bewegungen, als chemische Zersetzung und Komposition gedacht werden, die als solche etwas Materielles sein und bleiben müssen. Eine Erhebung von irgend einem materiellen Vorgang zum Bewusstsein ist aber undenkbar, da beide derart heterogen sind, dass keine Möglichkeit der Entstehung des letzteren aus den ersteren gedacht werden kann. Durch blosse Vorgänge im Gehirn können weder die Akte des Bewusstseins, noch kann die Einheit desselben aus ihnen erklärt werden.

5. Auch kann die Seele das Resultat der Stoffmischung nicht sein. Denn der organische Bau des Menschen, die zweckmässige Gestaltung seiner Organe kann nicht das Resultat von Atomen sein, die sich blindlings mechanisch mischen oder chemisch verbinden. Durch Mischung entsteht höchstens ein ungeordneter Haufe, aber kein einheitlicher Organismus, welcher bestimmten Zwecken dient. Nur ein einendes Princip kann aus den verschiedenen, getrennten Stoffteilchen ein gegliedertes Ganze schaffen nach Gesetzen und mit Kräften, die ausserhalb der Atome liegen.

6. Zugegeben, es hätten sich einmal durch besondere Gunst der Umstände die materiellen Stoffe zu dem Organismus eines Tieres oder Menschen zusammenfinden und vereinigen können, so lässt sich die jedesmal stattfindende, allgemeine Ähnlichkeit des Organismus mit seinem Mutterorganismus nicht erklären. Denn es ist undenkbar, dass sich trotz aller Willkür und Zufälligkeit die Atome jedesmal so zusammenfinden, dass das Resultat ein bestimmtes, dem Mutterorganismus ähnliches Produkt ist.

7. Der menschliche Organismus kann auch nicht eine sich aus der chemischen Verbindung verschiedener Stoffe ergebende Einheit sein. Denn chemische Verbindungen sind nur

das tote Produkt eines Vorganges, der mit der Setzung des Produktes aufhört. Dagegen ist das Leben ein ununterbrochener Kreislauf von Vorgängen, die sich stets erneuern.

8. Wäre der leibliche Organismus das Produkt einer blossen Mischung von materiellen Stoffen, so müssten sich offenbar dieselben bestreben, sich zu suchen, zu finden, zu verbinden und in der Verbindung zu verharren. Allein erfahrungsgemäss unterliegt der Leib einem steten Stoffwechsel, in welchem die unsteten und wechselnden Stoffe nach einem bestimmten Zeitraum ausscheiden. Es muss demnach eine Kraft angenommen werden, welche die Stoffe, die der Vereinigung widerstreben, zusammenhält, organisiert und ebendeshalb nicht stofflicher Natur ist.

9. Wenn das Denken und die Erinnerung bloss die Wirkung von Verbindungen der Materie sind, so ist gegenüber der Thatsache des Stoffwechsels eine Erinnerung an Vorgänge der vergangenen Zeit unmöglich, es müssten im Gegenteil die durch die Stoffe hervorgerufenen Gedanken und Empfindungen mit deren Ausscheiden verschwinden.

10. Im Selbstbewusstsein wissen wir uns trotz des Eintretens ganz neuer Stoffe in den Organismus immer als dieselben. Es muss demnach ein Etwas sein, das mitten in dem Wechsel der Stoffe verharrt, sich immer als dasselbe weiss und fühlt.

11. Die Wirklichkeit bietet bloss Einzelheiten. Die materiellen Stoffe könnten bloss in uns die Vorstellung von ihrem Dasein als Einzelheiten hervorrufen. Den Einzelbewegungen entsprächen nur vereinzelte Empfindungen, die nicht die Kraft hätten, sich zu einer Gesamtvorstellung oder gar zu einem Begriff zu vereinigen. So könnten wir z. B. bloss Empfindungen von mehreren Farben, nie aber die Gesamtvorstellung eines einheitlichen Bildes gewinnen, von jeder ästhetischen Würdigung desselben abgesehen.

12. Der Materialismus ist nicht im Stande zu erklären, wie es dem Menschen möglich sei, spontan aus sich heraus freie Willensakte zu setzen, sich nach Vernunftgesetzen, häufig im Gegensatz zu den Naturgesetzen für oder gegen etwas zu entscheiden.

13. Wenn unsere Handlungen bloss der Ausdruck und äussere Abklatsch von Bewegungen materieller Hirnteilchen sind, so lässt sich die Thatsache nicht begreifen, dass dieselben nicht nur von dem Gefühl der Zufriedenheit, sondern auch von dem der Unzufriedenheit, wie von einem Richter unserer ethischen Thätigkeit begleitet sind. Wäre unser Thun nur der notwendige, naturgemässe Ausdruck der Vorgänge in dem Gehirn, so müsste es als hervorgehend aus einer inneren, zwingenden Notwendigkeit nur ein Gefühl der Zufriedenheit zur Folge haben. Allein die Thatsache der Reue und der richtenden Macht des Gewissens kennt jeder.

14. Hiemit hängt die Unmöglichkeit der Erklärung aller sittlichen und sozialen Rechtsordnung zusammen. Es gibt keine Verantwortlichkeit mehr, da alle Handlungen des Menschen Akte der Notwendigkeit sind. Alle Strafanstalten, ebenso alle Irrenhäuser sind zu öffnen, jeder Kriminalrichter ist ein Verbrecher an der unschuldigen Menschheit, jeder geistig Gestörte handelt naturgemäss, demnach ist eine Beschränkung seiner Freiheit naturwidrig.

15. Das Gottesbewusstsein als die Grundlage der welthistorischen Thatsache aller Religionen, das den unwiderlegbaren Beweis liefert, dass der Mensch die Kraft hat, über sein „Ich" hinaus zu greifen und mehr oder weniger richtig den Gedanken eines höchsten Wesens, eines überweltlichen Gottes zu erfassen, lässt sich wohl am wenigsten als eine Wirkung der Gehirnteilchen nachweisen, wenn nicht gezeigt wird, dass dieselben auch aus der Haut fahren können.

Fassen wir alle gemachten Einwendungen zusammen, so ergibt sich, dass der Materialismus nicht einmal die Thatsache der Existenz des menschlichen leiblichen Organismus, noch weniger das Empfinden, Fühlen, Denken und Sprechen, die freie Selbstbestimmung des Menschen im Wollen, das Gewissen als den Richter unserer Handlungen, das Selbstbewusstsein, das Anders-Bewusstsein, das Gottesbewusstsein, die künstlerische Produktivität, überhaupt eine sittliche Ordnung der menschlichen Gesellschaft erklären kann.

## Die spiritualistische Ansicht von der Seele.

§ 8.

Der Spiritualismus geht von der Thatsache der Einheit unseres Selbstbewusstseins während der ganzen Dauer unseres Lebens aus, und schliesst von dem realen Einsbleiben der Seele während ihrer Veränderungen auf die Existenz derselben als einer einfachen, innerhalb alles Wechsels beharrenden Substanz, welche, weil sie sich als das stets Gleichbleibende und Unveränderliche weiss und vorstellt, eine einfache vorstellende Substanz sein muss. Den Leib dagegen betrachten die Spiritualisten als etwas Zusammengesetztes, Veränderliches, als etwas der Seele völlig Entgegengesetztes. Leib und Seele stehen in einem unvereinbaren Gegensatz, sind wesentlich entgegengesetzte Substanzen, die eine ausgedehnt, materiell und verweslich, die andere unausgedehnt, vorstellend, denkend und unsterblich.

## Widerlegung dieser Ansicht.

§ 9.

1. Eine solche Zerreissung des ganzen Menschen in zwei heterogene Bestandteile, zwischen denen nicht einmal eine unmittelbare Berührung, geschweige eine innige Verbindung bestehen kann, hebt die Möglichkeit einer Wirkung und Rückwirkung, wie sie thatsächlich stattfindet, auf. Es ist nicht zu begreifen, wie bei einer so wesenhaften Verschiedenheit Leib und Seele eine so innige, harmonische und einheitliche Verbindung eingehen können, so dass jeder Vorgang in dem einen sich entsprechend und gesetzlich in dem andern wiederspiegelt.

2. Bei einem solchen Zwiespalt, bei einer so unübersteiglichen Kluft zwischen Leib und Seele als heterogenen Elementen ist die Thatsache des Selbstgefühls des Menschen als eines einheitlichen Ganzen nicht begreiflich.

Anmerkung. Um den Zusammenhang zwischen Leib und Seele, deren inniges Zusammensein und deren Abhängigkeit von einander thatsächlich besteht, erklärlich zu machen, liess man entweder die beiden Substanzen in einem dritten Mittelwesen in Wechselwirkung treten, oder man erklärte jede unmittelbare Wechselwirkung zwischen Leib und Seele für leeren Schein und das Einheitsverhältnis zwischen Leib und Seele als die Folge eines unmittelbaren oder mittelbaren Ein-

greifens von Seite Gottes als des Urhebers der ganzen Welteinrichtung. Die Harmonie zwischen Leib und Seele besteht, sagte man, in einem ununterbrochenen gelegenheitlichen Eingreifen Gottes (Okkasionalismus des Cartesius), oder sie ist beiden wesentlich verschiedenen Substanzen ursprünglich angeschaffen oder eingebildet (prästabilierte Harmonie von Leibniz und der Wolfschen Schule). Allein mag das angenommene Mittelwesen materieller oder immaterieller Natur sein, so ist die von ihm verlangte Vermittlung unmöglich. Als materielles Wesen kann es in keine Berührung mit der Seele, als immaterielles in keine Berührung mit dem Leib treten. Würde aber Gott nach bestimmten Gesetzen bei bestimmten Zuständen der einen Substanz eine bestimmte Wechselwirkung in der andern zum Ausdruck bringen, so ist die Thatsache, dass gleiche körperliche Zustände bei den verschiedenen Menschen verschiedene psychische Erscheinungen hervorbringen und umgekehrt ungleiche körperliche Zustände gleichartige psychische Folgen nach sich ziehen, unbegreiflich; denn der eine lacht, worüber der andere weint. Gott müsste also aus Anlass gleicher Ursachen verschiedene oder gar entgegengesetzte Wirkungen eintreten lassen, was jede Gesetzmässigkeit, mithin auch jede Erkennbarkeit ausschliesst. Auch die prästabilierte Harmonie von Leibniz erklärt den Zusammenhang zwischen Leib und Seele nicht. Denn da nach Leibniz Leib und Seele zwei verschiedene Monaden sind, die Thätigkeit jeder Monade sich nur auf das Innere ihrer Substanz beziehen, keine Monade aber nach Aussen oder auf etwas ausser ihr wirken kann, da ferner keine sich durch die andere erzeugen, vermehren und vermindern lässt, so ist ein Durchdringen von Leib und Seele, eine Wechselwirkung derselben undenkbar, weshalb die prästabilierte Harmonie als eine grundlose und ungenügende Hypothese erscheint.

Dadurch, dass der Spiritualismus zwischen Leib und Seele eine unüberschreitbare Kluft setzt und die Identität der Seele während ihres Daseins in der Zeit gegenüber der Veränderlichkeit des Leibes zu einem Gegensatz hinaufschraubte, der jede Berührung zwischen beiden undenkbar macht, endet er trotz der künstlichsten Hypothesen mit dem Bekenntnis, dass er, wie jeder schroffe Dualismus, für die befriedigende Erklärung des gesamten menschlichen Seelenlebens unzureichend ist.

## Die Seele nach der Lehre des pantheistischen Monismus.

§ 10.

Bezüglich der Seele lautet die pantheistische Anschauungsweise etwa folgendermassen: Zwischen Seele und Leib findet keinerlei Gegensatz, kein Dualismus statt, weil es überhaupt

keinen Gegensatz und Wesensunterschied zwischen Natur und Geist, zwischen Realem und Idealem gibt. Den Erscheinungen der Welt des Geistes und denen der Natur liegt ein und dieselbe Kraft als treibendes Agens zu Grunde. Zwischen dem natürlichen und dem seelischen, dem geistigen und ideellen Dasein herrscht kein Gegensatz der Wesenheit, sondern bloss der Potenz. Demgemäss sind Leib und Seele keine getrennten, einander entgegengesetzte Wesen, sondern beide sind Ein einziges Reales. Die Seele ist in der Form von Raum und Zeit vorhanden, und der Leib ist beseelt. Die natürlichen Dinge sind gleichsam erstarrte Intelligenzen, die Materie hat die Fähigkeit, sich in Empfindungen und Anschauungen umzusetzen. (Schelling.)

Alle erscheinenden Einzelwesen sind nur Modi, Erscheinungsformen, Manifestationen der einen göttlichen Substanz. Deshalb ist auch die Seele nicht etwas Reales in, mit und neben ihrem Leib, sondern sie ist nur der Komplex der verschiedenen Vorstellungen, welche durch die *idea ideae*, d. h. durch das Gesamtbewusstsein zusammengehalten werden. (Spinoza.)

Verwandt mit diesen Anschauungen ist der logische Pantheismus von Hegel. Nach ihm gibt es keine individuelle Seele, sondern die sogenannten psychischen Thätigkeiten sind blosse Denkakte und Vorstellungen der einen absoluten Vernunft, welche durch ihre Differenzierung in verschiedene Denkakte im menschlichen Geist zum Bewusstsein kommt. Die einzelnen seelischen Wesen sind nur Momente des Prozesses, durch den die allgemeine Vernunft sich zum Bewusstsein potenziert.

Schopenhauer und Ed. v. Hartmann teilen die Rolle, die Hegel der absoluten Vernunft zuweist, einer bewusstlosen, aus sich selbst bewusstlos das Universum gestaltenden Urkraft zu. Schopenhauer nennt sie Wille, Hartmann das Unbewusste. Beide wissen aber nicht zu erklären, wie aus einem an sich unbewussten, blindwirkenden Trieb je Bewusstsein entstehen könnte.

Anmerkung. Keine dieser Theorien kann die Thatsache des Selbstgefühles und Selbstbewusstseins erklären. Denn erfahrungsgemäss fühlt und weiss jeder Mensch sich als sein Ich als ein beharrendes,

zu einem Ganzen zusammengeschlossenes, individuelles, selbständiges Wesen. Jeder stellt sich beim Erwachen des Selbstbewusstseins sich selbst als konkretes, reales und substantielles Einzelwesen vor. Keiner, der Ich sagt, betrachtet sich als die leere Maske eines hinter ihm steckenden Weltgeistes oder als eine Vorstellung oder als einen Komplex mehrerer Vorstellungen.

Ausserdem hat jeder Pantheismus die meisten Einwendungen zu widerlegen, die dem Materialismus entgegengehalten wurden.

### Herbarts Realismus.

§ 11.

Gegenüber dem unhaltbaren Materialismus, Dualismus und pantheistischen Monismus hat Herbart mit Recht erklärt, dass dem Selbstbewusstsein eine bestimmt existierende Seele zu Grunde liegen müsse, die trotz des Wechsels ihrer Zustände stets als dieselbe beharrt. Denn die Thatsache, dass jeder sich als ein realiter Existierendes, als ein von anderen verschiedenes und geschiedenes Subjekt fühlt und weiss, verlangt mit Notwendigkeit, dass der Träger dieses Gefühls und Bewusstseins etwas Individuelles, eine einfache Substanz sei, die Seele genannt wird.

Diese gesunde, weil auf der Erfahrung beruhende Anschauung von dem Wesen der Seele als einer Monade, bedarf aber einer Erweiterung und Berichtigung, um den Einwürfen zu begegnen, die oben gegen die Monadentheorie von Leibniz geltend gemacht wurden.

---

# II. KAPITEL.

## Bestimmung der Qualität oder des Wesens der menschlichen Seele.

### Vorbemerkungen.

§ 12.

Um zu einen Begriff der menschlichen Seele, d. h. zu einem Einblick in ihr eigentümliches Wesen und in die spezifischen Merkmale, durch welche sich ihre Verschiedenheit von anderen kreatürlichen Wesen kund gibt, zu gelangen, ist es wohl am

erspriesslichsten, die Gesamtheit des natürlichen Daseins in grössere Gruppen zu teilen uud dieselben nach ihren wesentlichen Unterschieden zu fixieren. Im allgemeinen werden die gesamten Naturkörper in anorganische und organische, die letzteren in Pflanzen und animalische Organismen geteilt. Der Mensch erscheint seinem Leibe nach als das höchst entwickelte organische Naturgebilde.

## Unterschied zwischen den anorganischen und organischen Körpern.

§ 13.

Der Unterschied zwischen den anorganischen und organischen Körpern beruht auf der verschiedenen Art und Weise, in welcher durch die obwaltenden Attraktionskräfte die Atome und Moleküle zu einem Naturganzen verbunden werden.

Anmerkung. Atome nennt man die chemisch einfachen Stoffe, Moleküle sind Körper, die zusammengesetzt sind aus mehreren einfachen Stoffen, aber die Fähigkeit besitzen, sich wie Elemente (chemisch einfache Stoffe) mit anderen Elementen zu verbinden.

Anorganische Körper sind solche, in welchen elementare Stoffe bloss nach den Gesetzen der chemischen Affinität und unter der Einwirkung der formbildenden Kraft der Kohäsion oder Krystallisation zu einem Ganzen verbunden sind und die zu ihrem Fortbestand bestimmte und verschiedene Werkzeuge nicht bedürfen.

Organismen nennt man jene Körper, die aus Organen zusammengesetzt sind, d. h. aus Werkzeugen oder ungleichartigen Teilen, von deren Zusammenwirken die Existenz des Ganzen abhängt. In den Organismen sind zwar auch chemische Kräfte wirksam, allein die Verbindungen der Elemente erfolgen nicht bloss durch blindwirkende chemische und physikalische Kräfte, sondern stehen unter der Herrschaft einer neuen Kraft, welche die Elemente zu neuen Formen mit neuen Eigenschaften zusammenfügt, Eigenschaften, die ausserhalb des Organismus nicht bestehen.

Diese neue Kraft nennt man organisierende Kraft, Lebenskraft, vitale Kraft. Demnach erscheint jeder Organismus als ein System von wirkenden Naturkräften, das plan- und zweckmässig angelegt ist und in seinem ganzen Dasein, seiner

Bildung und Entwicklung, wie in den Bewegungen und Funktionen seiner Teile von einer spontanen, nach gewissen Typen sich richtenden und bestimmten Zwecken dienenden Kraft beherrscht wird und welches durch die unaufhörliche, zwar der Mitwirkung der allgemeinen physikalischen und chemischen Kräfte bedürftige, aber sie in seinem Dienst verwendende Thätigkeit in fortwährender Produktion und Reproduktion begriffen, sich selbst so lange erhält, bis die Reihe seiner Entwicklungsstadien abgelaufen ist, worauf es sich auflöst und die in ihm gebundenen Stoffe und Kräfte der anorganischen Natur zurückgibt. (Ulrici.)

## Pflanzen und Tiere.

§ 14.

Pflanzen oder vegetabilische Organismen sind Wesen, in welchen die nicht stoffliche organisierende Kraft sich vorzugsweise auf die Verwandlung von unorganischen Stoffen in organische Materie richtet, die zu ihrem Aufbau und ihrer Erhaltung nötigen Stoffe scheidet, aufnimmt, abweist, verteilt, in bestimmte Formen zusammenordnet, wahrscheinlich ein Anologon von Empfindung besitzt, aber der Medien (Organe) entbehrt, um eigentliche psychische Kräfte in Sinnesempfindung, freier Bewegung und in der Fähigkeit zu Vorstellungen zu äussern.

Der tierische Organismus bedarf zu seiner Erhaltung bereits organisierter Atome. Er besitzt bestimmte Organe zu Empfindungen und zu freier Bewegung, hat Begehrungen und Triebe und handelt ihnen gemäss. Das Tier nimmt äussere Gegenstände wahr, aber nur solche, die dem Fortbestand seines Organismus zuträglich oder schädlich sind; es besitzt auch die Fähigkeit, gehabter Sinneseindrücke sich zu erinnern, sie, wenn auch nicht freiwillig, doch auf Anregung zu reproduzieren.

## Die menschliche Seele in ihren Unterschieden zur Naturseele der Tiere.

§ 15.

Im menschlichen Organismus sind zwar alle Stufen der vegetabilischen und animalischen Lebenskraft thätig. Die menschliche Seele teilt deshalb mit der Naturseele der Tiere die Sinn-

lichkeit, das Vermögen des Empfindens und Wahrnehmens, das niedere Gefühls- und instinktive Triebleben. Es gibt aber Thatsachen oder besser Thathandlungen, durch welche sich die menschliche Seele als ein Wesen bekundet, das trotz aller Ähnlichkeit seines Wirkens mit der Tierseele von derselben heterogen verschieden ist.

Diese Thathandlungen und Thatsachen sind:

a) das Bewusstsein und dessen Grundbedingung das Selbstbewusstsein;

b) das Vermögen, sich in Gedanken über die Schranken der Endlichkeit zu erheben, sich Vorstellungen und Begriffe von ihrem letzten Urgrund zu bilden, m. a. W. das aus dem religiösen Gefühl sich entwickelnde Gottesbewusstsein;

c) das vernünftige Denken;

d) das Vermögen der Sprache;

e) das Vermögen, nach selbstgewählten und spontan gefassten Entschlüssen zu handeln, oder die freie Selbstbestimmung;

f) das Vermögen, aus eigener Kraft, wenn auch an der Hand der Erfahrung, die Idee des Schönen zur wahrnehmbaren Erscheinung zu bringen.

### a) Das Bewusstsein.

Die menschliche Seele besitzt nicht bloss die Fähigkeit zu empfinden, äussere Gegenstände wahrzunehmen, ihren Trieben gemäss zu handeln, sich vergangener Sinneseindrücke bei gegebener Anregung zu erinnern, sondern sie weiss auch, dass sie Empfindungen, Gefühle, Triebe und Bewegungen hat, indem sie dieselben nicht nur von einander, sondern auch von sich als dem Träger derselben unterscheidet. Die menschliche Seele vollzieht nicht bloss instinktmässig solche Akte, die ihren Organismus fördern, meidet nicht bloss solche, die ihm schädlich sind, sondern sie ist sich dieser Thätigkeit bewusst, d. h. sie unterscheidet diese psychischen Akte nicht bloss von einander und von den äusseren Gegenständen, auf welche sich dieselben beziehen, sondern auch von sich selbst als dem handelnden Subjekt. Dieser Zustand des Bewusstseins, der sich in der Seele als primitives, nicht weiter definierbares Gefühl kund gibt, beruht aber auf dem Selbstbewusstsein.

## Das Selbstbewusstsein.

Die menschliche Seele als selbstbewusstes Wesen unterscheidet nicht nur ihre Zustände und Thätigkeiten, ihre Absichten, Zwecke und Bestimmtheiten von einander, sondern auch von ihrem eigenen Selbst als dem Träger derselben, sie ist sich auch bewusst, dass sie selbst als selbstthätiges Agens, als Ich, als Subjekt die Einheit ihrer Bestimmtheiten als Objekt sich vorstellend gegenüberstellt. Als vorstellendes Ich erfasst sie sich selbst, und sie selbst stellt sich als vorstellendes Ich vor. Den Akt des Erwachens zum Selbstbewusstsein vollzieht aber die Seele in einem gewissen Stadium ihrer Entwicklung plötzlich spontan aus sich selbst ohne äussere Veranlassung indem sie sich (ihr Ich) als substantielles Wesen, als Subjekt von ihren Thätigkeiten, ihr eigenes Wesen von dem, was sie nicht ist, von ihrem Leib und der Aussenwelt, so wie von dem absoluten Urgrund ihres eigenen Seins unterscheidet. Dadurch gelangt sie zu dem Bewusstsein, dass sie selbst es ist, welche diese Unterscheidung vorgenommen hat. Ist dieser erste Akt vollzogen, so ergibt sich durch fortgesetztes Unterscheiden die Erweiterung des Vorstellungskreises von selbst. Hat nämlich die Seele durch diese ihre eigene That ihr Selbst von ihren Thätigkeiten und der Aussenwelt unterschieden und diesen Unterschied sich zum klaren Bewusstsein gebracht, hat sie eine Vorstellung von sich selbst gewonnen, so kann sie nicht bloss alle anderen Vorstellungen als die ihrigen erfassen, sondern dieselben als ihre Produkte ändern und neu verknüpfen. Ein solches Wesen aber, das sich von seinen eigenen Bestimmtheiten und Zuständen, seinen Empfindungen, Gefühlen, Vorstellungen und deren Inhalt unterscheidet, das sich hiemit seines eigenen Wesens selbstthätig bewusst wird, und mit diesem Selbstbewusstsein zum Bewusstsein der Aussenwelt, sowohl der bewusstlosen Naturdinge als der selbstbewussten Mitwelt als etwas anderen gelangt, nennt man Geist. In dieser geistigen Grundkraft, zum Selbstbewusstsein und Andersbewusstsein zu gelangen und sich ihrer anderweitigen Vermögen und Thätigkeiten bewusst zu werden, liegt die spezifische Differenz der menschlichen Seele von der Tierseele. Wenn auch die Tierseele analoge

Unterscheidungsakte vollzieht und hiermit ein dunkles Selbstgefühl bekundet, so gelangt sie erfahrungsgemäss doch niemals zum klaren Selbstbewusstsein. Sie wird sich nie bewusst, dass sie als selbstthätiges, substantielles Subjekt ihren Empfindungen, Begierden, Trieben, Gefühlen etc. als Prädikaten ihrer Thätigkeit gegenübersteht. Hat aber das Tier kein Selbstbewusstsein, d. h. kein Bewusstsein von seinem Wesen durch sich selbst, so kann es sich auch nicht von der äusseren Welt als etwas von ihm Verschiedenem unterscheiden, zu keinem Andersbewusstsein gelangen.

b) Das Gottesbewusstsein.

Die menschliche Seele besitzt im Unterschied von der Tierseele die Fähigkeit, sich der Bedingtheit ihres Wesens bewusst zu werden, sich in Gedanken über das endliche Sein zu erheben und über das eigene Wesen und die gesamte kreatürliche Welt hinaus in die Welt des Unendlichen zu versetzen. Sie vermag es, im Gefühl die Bande, mit denen sie als endliches Wesen an ihren substantiellen, absoluten Urgrund geknüpft ist, zu perzipieren und dieses religiöse Gefühl sich zum Bewusstsein zu bringen. Von dem Vorhandensein dieser Kraft gibt die Thatsache Zeugnis, dass sich bis jetzt bei allen normal entwickelten Individuen und allen bekannten Völkern wenigstens eine Ahnung von einem höheren, über die Schranken der Endlichkeit und Bedingtheit erhabenen Wesen vorgefunden hat. Jedes Volk hat und hatte trotz der Unrichtigkeit, Verworrenheit und Unvollkommenheit seiner Vorstellungen von dem höchsten Wesen, wenn nicht seinen Gott, so doch seine Götzen.

Die Macht dieses religiösen Gefühls begnügt sich aber nicht damit, aus einem verworrenen Zustand zur bestimmten Gottesvorstellung erhoben zu werden, sondern sucht Verirrungen und Ausschreitungen bei seiner historisch konkreten Ausgestaltung in die Erscheinung der positiven Religionen zu verhüten, eventuell die Irrenden zu einem sicheren Rückhalt zurückzuführen.

### c) Das vernünftige Denken.

Die menschliche Seele hat nicht bloss wie die Naturseele die Fähigkeit zu empfinden und zu fühlen, die wahrgenommene Aussenwelt und die Vorstellungen leiblicher Zustände wie im Bilde festzuhalten, sondern sie zerlegt ihre Gesamtempfindungen in deren Teile, scheidet das Gleichartige mehrerer Vorstellungen von dem Ungleichartigen, das Wechselnde von dem Bleibenden, das Wesentliche von seinen Accidenzien, d. h. sie urteilt. Auf diese Weise gelingt es ihr, den Empfindungs- und Gefühlsinhalt zu Begriffen zu verarbeiten, die gewonnenen Gedanken unter sich und mit früheren Resultaten zu verknüpfen, die verschiedenen Urteile zu Schlüssen und zusammenhängenden Gedankenreihen zu verbinden. Die Menschenseele kann sogar ihr eigenes Denken und Wollen, ihr eigenes Sein und Bewusstsein zum Denkobjekt wählen, die Gesetze für die Gedankenbildung und die Grundsätze ihres Wollens und Handelns an der Hand der Idee des Wahren und Guten aufstellen.

### d) Das Vermögen der Sprache.

Unzertrennlich mit dem menschlichen Denken ist das menschliche Sprechen. Vermittelst der Gabe der Sprache vermag der Mensch seine Empfindungen, Gefühle, Begehrungen, Gedanken, Wünsche, Absichten etc., sowie die selbstthätig geschaffenen Produkte seiner Phantasie einesteils für sich selbst durch artikulierte Laute zu fixieren, anderseits dieselben auch anderen gleichartig begabten Wesen mitzuteilen.

Anmerkung. Erfahrungsgemäss besitzen auch die Tiere die Fähigkeit, gewisse Vorgänge ihres Innern andern gleichartigen Wesen kund zu geben. Allein diese Laute sind nichts weiter als die Äusserungen bestimmter Vorgänge im Organismus und die Folge von unwillkürlich ausgelösten Bewegungen bestimmter Muskelapparate. Dagegen werden mit der Sprache die Einzelanschauungen zu Gemeinbildern erhoben, es wird das Vergängliche entfernt, das Bleibende des Gesamtbildes befestigt, d. h. das Wort wird zum Begriff. So entstehen die Substantiva. Wird aber ein Gegenstand mit anderen in die verschiedensten Beziehungen gesetzt und nach den verschiedensten Gesichtspunkten mit anderen verglichen, so entstehen zur Bezeichnung seiner verschiedenen Eigentümlichkeiten die Adjektiva. Um aber die Wechselwirkungen zu bezeichnen, in welche leblose und lebendige Wesen zu einander treten, d. h. sich bethätigen können, dienen jene

Tonbilder, die Redewörter genannt werden. Diese sind die Seele eines jeden Satzes, da mit der Beziehung des Verbums auf das Subjekt das primitivste Produkt des menschlichen Geistes, das Verstandesurteil geschaffen ist.

### e) Das freie Wollen.

Die menschliche Seele folgt nicht bloss instinktmässig und unwillkürlich den durch die Bedürfnisse des Organismus ausgelösten Trieben und Begehrungen, sondern sie vermag sich aus freiem Entschluss, mit klarem Pflichtbewusstsein, spontan von innen heraus nach vernünftigen Gesetzen frei und selbständig für eine mögliche Handlungsweise, ja sogar im Widerspruch mit den Naturgesetzen zu entscheiden. Diese Kraft muss ihr zugesprochen werden, solange noch die Thatsache der Reue, des Gewissens, des Rechtsbewusstseins besteht, oder es muss die thatsächliche Entwickelung des reichen sozialen, religiösen und politischen Lebens der Menschheit geleugnet werden.

### f) Das Vermögen der ästhetischen Kunstproduktion.

Ausser der Fähigkeit, sich ihrer selbst, ihres reichen Lebensinhaltes, der Aussenwelt und ihres absoluten Urgrundes bewusst zu werden, ausser der Kraft, alles was sie empfindet, fühlt, was ihr Inneres durchlebt, in die Gedankenformen des Begriffes etc. zu fassen, ausser dem Vermögen, selbstgefasste Entschlüsse durch freie Thätigkeit zum äusseren Ausdruck zu bringen, ist die menschliche Seele auch im Unterschied zur Tierseele im Stande, die Vorgänge ihres Geisteslebens in wohlgefälligen Formen nach der Idee des Schönen sinnlich wahrnehmbar darzustellen.

Während sie die Akte des Erkennens und Wollens nach Massgabe der Idee des Wahren und Guten vollzieht, findet in den Kunstschöpfungen der Phantasie die Idee des Schönen als formgebendes Princip ihren Ausdruck.

Anmerkung. Zwar besitzen gewisse Tiere die Fähigkeit, Gebilde zu gestalten, durch welche die Kunstfertigkeit der Menschen beschämt wird; allein zwischen derartigen Produkten und den ästhetischen Kunstschöpfungen des menschlichen Geistes besteht ein wesentlicher Unterschied. Was nämlich das Tier zu Stande bringt, sind Erzeugnisse, welche der Organismus zum Zweck der Erhaltung des Exemplars und der Gattung unbewusst fordert und bewusstlos,

instinktmässig zur Darstellung bringt. Deshalb vertragen die bewundertsten Gestaltungen des animalischen Instinktes keine Vervollkommnung und die scheinbar vollendetsten, der Menschenhand unmöglichen sogenannten Kunstgebilde der Tiere haben keinen höheren Wert und verdienen keine grössere Beachtung, wie die alltäglichsten Vorkommnisse der Bewegung und Ernährung. Was dagegen der Menschengeist künstlerisch schafft, ist ein mit Bewusstsein nach der Idee des Schönen mit Freiheit erzeugtes Produkt, das der Vervollkommnung fähig ist.

## Begriff der menschlichen Seele.

§ 16.

Für die Bestimmung des Wesens der menschlichen Seele ergeben sich aus § 7 und den eben dargelegten Wesensunterschieden der menschlichen Seele von der Tierseele folgende entscheidende Momente:

Das reichgegliederte Leben der Seele kann nicht sein das Produkt von zufällig zusammengewürfelten Atomen, auch nicht das Ergebnis der Funktionen einzelner Teile des leiblichen Organismus, sondern sie muss gefasst werden:

a) als eine einfache, immaterielle, mannigfaltiger Thätigkeiten fähige, substantielle Zentralkraft. Wegen ihrer Einfachheit kann sie nicht teilbar, also auch nicht in Elemente zerlegbar sein; wegen des Vermögens, sich in verschiedener Weise zu äussern, darf diese Einfachheit nicht mit absoluter Einerleiheit verwechselt werden. Sie erscheint also als ein in sich geschlossenes, immaterielles, jedoch reales und substantielles, organisches Zentrum von mannigfachen Kräften, welches

b) die Fähigkeit besitzt, unter Voraussetzung des Selbstbewusstseins vernünftig zu denken, das Gedachte auszusprechen, in bewusster Selbstthätigkeit nach ethischen Motiven zu handeln, trotz seiner Bedingtheit sich mit seinem absoluten Urgrund in Beziehung zu setzen, ästhetische Gebilde zu gestalten, und welches

c) sich als frei bestimmende monadische Kraft als ein zu pflichtgemässem Handeln bestimmtes Wesen fühlt und weiss, das für sein gesamtes Thun und Lassen verantwortlich ist. Fassen wir diese verschiedenen Momente des Begriffes der Seele zusammen, so ergibt sich folgende Definition:

Die menschliche Seele ist ein relativ selbständiges, einfaches, immaterielles, unauflösbares, mit Selbstbewusstsein und freiem Entschliessungsvermögen ausgestattetes, deshalb geistiges und persönliches, monadisches, zu pflichtgemässem Handeln bestimmtes und für sein Thun und Lassen verantwortliches Kraftwesen. Der Mensch ist also eine Person.

# Zweite Abteilung.

## Die verschiedenen Thätigkeitsweisen der menschlichen Seele.

§ 17.

Die gegebene Definition der Seele ist auf empirischer Grundlage nach induktiver Methode gewonnen. Jede Induktion hat aber die Probe ihrer Richtigkeit durch ein auf deduktivem Wege vollzogenes Zergliedern des allgemeinen Begriffes in seine Merkmale zu bestehen, deren Übereinstimmung mit der Wirklichkeit dem Resultat der Induktion erst Giltigkeit verschafft.

Die menschliche Seele stellte sich dar als geistiges, persönliches Kraftwesen (Monade nach Leibniz). Jede Kraft muss die Fähigkeit besitzen, sich zu äussern, d. h. mit der Aussenwelt in Beziehung zu treten. Demnach muss die Seele befähigt sein, Eindrücke, die von aussen kommen, in sich aufzunehmen. Dass ihr auch in Wirklichkeit dies Vermögen der Rezeptivität zukommt, bestätigt die Erfahrung; denn mittels bestimmter Organe werden äussere Eindrücke und Einflüsse, aber auch die Zustände ihres eigenen Innern von ihr wahrgenommen. Sie besitzt ein Empfindungs- und Gefühlsvermögen.

Als Kraftzentrum muss aber auch der Seele das Vermögen inne wohnen, in selbständiger und bestimmter Weise nach Aussen zu wirken. Diese Spontanëität beweist sie erfahrungsgemäss durch ihr Begehren und Wollen. Es muss ihr demnach ein Begehrungs- und Willensvermögen zugesprochen werden.

Als geistiges Wesen muss die Seele im Stande sein, ihres gesamten Lebensinhaltes, ihrer Empfindungen, Gefühle, Wahrnehmungen und Triebe etc. sich bewusst zu werden und von ihnen durch Abstraktion Vorstellungen und logische Begriffe zu gewinnen. Dass die Seele thatsächlich mit diesem durch ihren Begriff geforderten Vermögen ausgestattet ist, beweist die Thatsache des Denkens, Erkennens und der gesamten wissenschaftlichen Thätigkeit.

Legen wir nun diesen drei Kraftäusserungen der einen, in der Mannigfaltigkeit einheitlich sich bethätigenden Seelenmonade besonders geartete Fähigkeiten zu Grunde, so ergeben sich folgende Vermögen der Seele:

a) das Empfindungs- und Gefühlsvermögen;

b) das Begehrungs- und Willensvermögen;

c) das Vorstellungs- und Erkenntnisvermögen, an welches sich das Vermögen der Kunstproduktion anschliesst.

## Die verschiedenen Thätigkeitsweisen der Seele als die Äusserungen ein und derselben Grundkraft.

§ 18.

Wenn auch in der Theorie Empfinden, Fühlen, Begehren, Wollen, Vorstellen, Denken, Erkennen, künsterisches Schaffen der leichteren Übersicht wegen als verschiedene Thätigkeiten der menschlichen Seele bezeichnet werden, so sind sie doch realiter nur Äusserungen ein und derselben einheitlichen und substantiellen Seele. Die Seelenvermögen lassen sich in der Abstraktion unterscheiden, sind aber in der Wirklichkeit nicht von einander geschieden, sondern trotz ihrer qualitativen Verschiedenheit in ihren Äusserungen mit einander verbunden, durch einander begründet, gegenseitig gefordert und bei jedem Seelenakt sämtlich thätig.

## Priorität des Vorstellungs- und Erkenntnisvermögens.

§ 19.

Da die Gesamtthätigkeit der menschlichen Seele sich von den blossen animalischen Lebensäusserungen hauptsächlich durch das Moment des Bewusstseins unterscheidet, so wird bei der näheren Betrachtung der einzelnen Thätigkeitsweisen der Seele am zweckmässigsten mit der Theorie des Vorstellungs- und Er-

kenntnisvermögens begonnen. Nun besteht aber der ganze Inhalt der Vorstellungen und Erkenntnisse aus den Empfindungen, Anschauungen, Wahrnehmungen und Gefühlen, wie dieselben durch die äusseren Sinnesorgane und durch den sogenannten inneren Sinn vermittelt werden. Demnach ist der Theorie des Vorstellungs- und Erkenntnisvermögens die Darstellung des Empfindungs- und Gefühlslebens der Seele vorauszuschicken.

---

# I. KAPITEL.

## Das Empfindungsvermögen.

---

### Von den Voraussetzungen der Empfindungen.

§ 20.

Das Zustandekommen des Innewerdens der Aussenwelt und der eigenen Vorgänge des leiblichen Organismus ist für die Seele an gewisse Bedingungen und Organe des Leibes gebunden. Wenn aber auch alle Teile desselben mit der Seele in der innigsten Verbindung stehen, und die intensivste Wechselwirkung der Zustände und Erregungen des Leibes und der Seele eine Thatsache ist, so ist es doch das Nervensystem, welches die innige Verbindung und die Wechselwirkung zwischen den leiblichen und seelischen Funktionen vermittelt. Denn alle Empfindungen, welche wir von der Aussenwelt haben, werden uns durch die Nerven vermittelt, ebenso kommen uns die Zustände unseres eigenen Leibes nur mittels der Nerven zum Bewusstsein. Auch alle Reaktionen der Seele auf die Sinnenwelt, die willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen werden durch Nerven und durch das Muskelsystem, das durch die Nerven in Bewegung gesetzt wird, vollzogen.

Jede Empfindung ist also bedingt

1. durch einen äusseren Reiz,
2. durch ein diesen Reiz aufnehmendes und mittels der Nerven weiterleitendes Organ und

3. durch einen Akt der Seele, wodurch sie diesen Reiz in eine Empfindung umsetzt.

Anmerkung. Soll eine Empfindung zu Stande kommen, so muss also gegeben sein 1. eine in einem unterscheidbaren Grade den Nerven reizende Erscheinung, 2. eine Weiterleitung der durch die Erscheinung verursachten Nervenerregung zum Zentralorgan, 3. muss die Seele ihre Aufmerksamkeit auf die zugeleitete Erregung richten. Denn weder allzuschwache Reize werden wahrgenommen, noch bei mangelnder Aufmerksamkeit verhältnismässig sehr starke. Nur so können Reize des Sehnervs zum Sehen und Erblicken, des Gehörnervs zum Hören und Horchen, Hautreize zum Tasten und Anfühlen, Reize der Schleimhäute der Nase zum Riechen und Beriechen, Reize der Zungenwärzchen zum Schmecken und Kosten werden.

Das Nervensystem wird eingeteilt

1. in ein vegetatives oder sympathisches, von welchem die bewusstlosen Prozesse der Ernährung und Verdauung, der Absonderung und der mit diesen Vorgängen verbundenen Bewegungen geleitet werden;
2. in ein animales, wodurch die bewussten Akte des seelischen Lebens, die Empfindungen und Bewegungen vermittelt werden. Das animale Nervensystem teilt sich in das Gehirn- und in das Rückenmarksystem und führt daher auch den Namen Cerebrospiralsystem.

Beide Systeme sind aber nicht vollständig isoliert, sondern greifen vielfach ineinander. Man unterscheidet bei beiden den zentralen Sammelort und den peripherischen Teil. Alle animalen Nerven entspringen aus dem Gehirn und Rückenmark. Für das vegetative Nervensystem gibt es keinen so einfachen Zentralpunkt.

## Sensitive und motorische Nerven.

§ 21.

Jene Nerven, welche durch äussere Reize, durch Druck, Schlag, Stoss, Berührung, Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus etc. erregt werden und dieselben von der Peripherie zum Zentralorgan geleiten, heissen sensitive, alle jene, die innere Reize oder seelische Vorgänge von der Zentralstelle gegen die Peripherie geleiten, heissen motorische oder Bewegungsnerven.

Hierbei gilt folgendes Gesetz: Jeder sensitive Nerv vermittelt bloss Empfindungen, ein auf ihn ausgeübter Reiz veranlasst bloss Empfindungen, niemals Bewegungen; umgekehrt, jeder auf einen motorischen Nerv ausgeübte Reiz vermittelt bloss eine Bewegung in dem Muskel, zu welchem er hinführt, aber niemals eine Empfindung.

Anmerkung. Helmholtz hat nachgewiesen, dass trotz der grossen Schnelligkeit zwischen der Nervenreizung und ihrer Leitung zum Gehirn, und ebenso zwischen der Erregung eines motorischen Nerven durch den Willen und zwischen der durch ihn ausgelösten Kontraktion des Muskels ein, wenn auch kleines Zeitintervall liegt, ebenso, dass die im Gehirn angekommene Nervenreizung nicht unmittelbar sich in eine bewusste Empfindung umsetzt. Es kommt also die Empfindung in dem gereizten Nerv und dessen Körperteil nicht zu Stande. Ferner braucht die Seele eine bestimmte Zeit von messbarer Grösse, bis sie die zum Gehirn geleitete Nervenerregung in eine bewusste Empfindung verwandelt.

## Unmittelbarkeit der Empfindungen.

§ 22.

Von dem Werden und dem Zustandekommen der Empfindung ist kein Bewusstsein möglich, da die Empfindungen primärer, das Wissen von ihnen sekundärer Natur ist. Sie bilden den primitivsten Inhalt unseres Wissens, und was nicht Inhalt einer Empfindung werden kann, kann nicht Objekt unserer Erfahrung werden. Alle unsere Vorstellungen und Begriffe, alles, was wir von der Aussenwelt wissen, beruht auf der Sinnesempfindung und Gefühlswahrnehmung, dem äusseren und inneren Finden. Zuerst muss die Empfindung gegeben, schon geworden sein, bevor wir von derselben ein Bewusstsein gewinnen können, denn es ist kein Bewusstsein möglich, wenn nicht ein Etwas gewusst wird. Da aber der gesamte Inhalt unseres empirischen Wissens aus der Gesamtheit des von uns Empfundenen besteht, so müssen die Empfindungen schon entstanden sein, bevor sie zum Bewusstsein kommen. Die Empfindungen liegen demnach vor und ausser dem Bewusstsein, wir können demnach von der Art und Weise ihrer Entstehung nichts wissen. Sie sind primitive Zustände, von denen keine Realdefinition, sondern höchstens Umschreibungen möglich sind.

Anmerkung 1. Die Frage nach den angeborenen Ideen ist also eine müssige. Denn wenn auch die Annahme von apriorischen Elementen des Denkens und Wissens notwendig ist, so darf doch keineswegs ein angeborener Wissensinhalt der Seele beigelegt werden, keiner, der vor jeder Empfindung ihr innewohne. Denn abgesehen davon, dass wir von diesen angeborenen Ideen ein deutliches Bewusstsein haben müssten, was der Erfahrung widerspricht, wäre die Annahme unabweisbar, dass ein Wissen (der Ideen) vor allem Wissen möglich ist, was als eine Ungereimtheit erscheint, da jedes werdende Wissen einen bereits vorhandenen Empfindungsinhalt voraussetzt. (s. § 65.)

Anmerkung 2. Wenn auch keine Realdefinition der Empfindung an sich möglich ist, so lassen sich doch durch Erfahrung, Beobachtung und Experimente die physiologischen Bedingungen, die mathematischen und physikalischen Normen kennen lernen, von denen das Zustandekommen einer jeden Empfindung abhängt.

## Allgemeiner Gang des Zustandekommens der sinnlichen und inneren Empfindung.

### § 23.

Sinnesempfindungen kommen zu Stande durch Überleitung der Reizungen der entsprechenden Nerven auf bestimmte Partien des Gehirns und von da durch eine Art Übertragung auf die Seele, obwohl wir von dem Vorgang dieser Übertragung nichts wissen können. Man unterscheidet die Sinnesempfindung als Aussenempfindung von derjenigen, welche durch den Lebensprozess und die inneren Veränderungen des Organismus hervorgerufen wird. Die äussere Nervenempfindung geht stets von der Einwirkung äusserer Dinge und Kräfte auf die peripherischen Nerven aus, indem einzelne Nervenfasern und Stränge gereizt und diese Reize nach dem Zentralorgan weiter geleitet und erst hier zu einer Sinnesperzeption erhoben werden.

Die äusseren Einwirkungen üben aber nicht auf alle peripherischen Nerven dieselben Reize aus, sondern verschiedene bestimmte Reize äussern nur für bestimmte Nerven sich wirksam. So können Licht- und Farbenreize nur von dem Augennerv, Gehörreize nur von dem Gehörnerv aufgenommen werden etc. Die stärksten Lichtreize, wie das Siderallicht, sind für den Blinden, die stärksten Gehörreize für den Tauben wirkungslos.

## Die Empfindung im Gegensatz zur Wahrnehmung, Anschauung und Vorstellung.

§ 24.

Die Empfindungen können also passend umschrieben werden als die Eindrücke, welche nur mittels der Sinne von der Beschaffenheit der von aussen oder von innen kommenden Reizungen (Kräfte, Ereignisse, Dinge) übermittelt erhalten.

Die Wahrnehmung ist eine potenzierte Empfindung, mit der sich das Bewusstsein verbindet, dass mit dem Inhalt der Empfindung ein Objekt vorzustellen sei, von welchem der Reiz auf das Nervensystem ausgeht.

Anschauungen sind solche Wahrnehmungen, deren Inhalt als geformt, gestaltet, mithin als äusserlich begrenzt vorgestellt wird, und die wegen dieser Begrenztheit als ein Ganzes erscheinen, dessen Form oder Zusammensetzung für jedes wahrnehmende Subjekt unterscheidbar ist.

Vorstellungen nennt man jene Bilder von den Empfindungen, welche mittels der Erinnerung und des Gedächtnisses in der Seele zurückbleiben, nachdem die Wirksamkeit des die Empfindung veranlassenden Reizes aufgehört hat. Solche Gesamtbilder sind nur dann möglich, wenn durch einen Denkakt die verschiedenen Eigentümlichkeiten eines Dinges oder seine Unterschiede teils von anderen Dingen, teils in sich selbst zum Bewusstsein gebracht werden. Mit der Bildung von Vorstellungen beginnt die eigentliche Geistesthätigkeit. (S. § 62.)

## Inhalt, Stärke und Ton der Empfindung.

§ 25.

Die mannigfaltigen Empfindungen lassen sich nach ihrer qualitativen Bestimmtheit in Gruppen teilen, in welche diejenigen, die gleichartiger Qualität sind, zusammengefasst werden. So können die Empfindungen, abgesehen von den Organen, durch welche dieselben vermittelt werden, z. B. Gesichts-, Gehörs-, Tastempfindungen, in kleinere Komplexe eingeteilt werden, z. B. die Gesichtsempfindungen nach den Beleuchtungs- und Farbengraden; die Gehörsempfindungen in solche, die mit den Namen: Töne, Klänge, Laute, Geräusche etc. bezeichnet werden; ferner kann man von Tastempfindungen in engerer Bedeutung

und von Widerstands- und Wärmeempfindungen etc. sprechen. Diese qualitative Bestimmtheit nennt man den Inhalt der Empfindung.

Unter der Stärke der Empfindungen versteht man die quantitative Bestimmtheit derselben rücksichtlich der Grösse des Reizes, der sie veranlasst.

Unter dem Tonus (τείνω) der Empfindungen versteht man das mit denselben verbundene Gefühl des angenehmen und unangenehmen Einflusses, den dieselben auf das Befinden des Organismus ausüben, z. B. das angenehme Gefühl, mit welchem die Wärmeempfindung in einem wohltemperierten Raum verbunden ist, oder das unangenehme Gefühl bei der Berührung einer Wunde.

## Die Empfindungen als Zeichen der Reizobjekte.

§ 26.

Als einfaches Wesen kann die Seele weder von sich etwas ablösen, noch etwas von aussen in sich eindringen lassen. Deswegen erhalten wir durch die Empfindungen weder eine Kenntnis von dem realen Wesen der Reizobjeke, noch von dem realen Vorgang in den bezüglichen Nerven, also keine eigentlichen und wahren Bilder von den Gegenständen der Aussenwelt, sondern die Empfindungen sind blosse Zeichen von der Anwesenheit und Wirksamkeit eines Reizobjektes, und ihre Qualität hängt von der Natur des letzteren, von der Beschaffenheit und dem Zustand der Nerven und der selbständigen Thätigkeit der Seele ab.

## Die einzelnen Sinne und Sinnesorgane.

§ 27.

Gewöhnlich nimmt man fünf Sinne an, nämlich: Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch, Tastsinn. Jedem derselben dient ein besonderes Organ, dem Gesicht das Auge, dem Gehör das Ohr, dem Geschmack die Zunge und der Gaumen, dem Tastsinn die Oberfläche der Haut. Wird auf eines dieser Sinnesorgane ein ihm zugehöriger Reiz ausgeübt, so wird unter Mitwirkung der Seele eine Empfindung herbeigeführt. Trifft der Reiz die sensitiven Nerven der Sinnesorgane unmittelbar, so nennt man sie einfache Sinnesorgane,

kann er nur vermittelst bestimmter Vorrichtungen sich wirksam zeigen, so werden sie zusammengesetzte Organe genannt. Zu den ersteren gehören die Organe für das Getast, den Geschmack und Geruch, zu den letzteren die für das Gesicht und Gehör. Je nach der Bedeutung, welche die Sinne für die Erweiterung der Erkenntnis der Dinge haben, teilt man sie in höhere (Gesicht, Gehör, Tastsinn) und niedere (Geschmack, Geruch). Wenn auch mit allen Sinnesempfindungen eine gewisse Betonung verbunden ist, so ist dieselbe erfahrungsgemäss bei den mehr objektiven Empfindungen der höheren Sinne geringer als bei Empfindungen, welche durch die niederen Sinne vermittelt werden und mehr subjektiver Natur sind.

So sind die meisten Gesichtsempfindungen nicht mit einem bestimmten Gefühl verbunden, während bei Empfindungen des Geruches und Geschmackes das Gegenteil stattfindet. Es gilt hier das Gesetz: Die objektivsten Empfindungen sind die unbetontesten, und umgekehrt: die betontesten Empfindungen haben für die objektive Erkenntnis der Dinge den geringsten Wert.

## Das Gesicht.

### § 28.

Das Organ für den Gesichtssinn ist das Auge. Physiologisch betrachtet ist es ein komplizierter Apparat, dessen Teile höchst kunstvoll und geschickt gebildet sind, um Lichtempfindungen zu vermitteln. Nur drei von aussen wirkende Kräfte können den Sehnerv, den Kern des Augenapparates reizen, Licht, der elektrische Strom, Druck und Stoss, und er antwortet auf alle diese Reize nur mit Lichtempfindungen. Er ist speziell und einzig dazu bestimmt, Farben und Lichtempfindungen mit zu erzeugen.

Da nun der Sehnerv bloss auf Lichtreize reagiert, dagegen unempfindlich ist für alle anderen von dem Sehobjekt ausgehenden Nervenreize, so erfasst das Auge nie alle Nervenreizungen, die von einem Gegenstand auf unsere sämtlichen Sinnesorgane wirken können. Wir sehen also nie den Gegenstand selbst, sondern nur die Farben, die er durch die von ihm ausgehenden Sehreize erzeugen kann.

Das ist alles. Denn wenn das geübte Auge zugleich mit dem Erblicken eines Gegenstandes auch die Grenzen, die Gestalt, Lage, Grösse, Entfernung, Richtung, Ruhe und Bewegung, kurz alle räumlichen Verhältnisse desselben unmittelbar wahrzunehmen meint, so ist dies eine optische Täuschung. Hierzu genügt nicht die Sehempfindung, die Thätigkeit des Sehnerven allein, sondern es gehört dazu noch ein psychischer Faktor.

Anmerkung. Ein Blindgeborener wurde von einem englischen Arzt (W. Cheselden) in einem Alter von vierzehn Jahren zuerst an einem Auge operiert. Diesem schien es nun, als ob alle Gegenstände trotz der verschiedenen Entfernung sein Auge berührten, wie wenn er sie mit demselben betastete. Anfangs konnte er auch die Form und Gestalt des gesehenen Gegenstandes nicht unterscheiden, sondern die verschiedenen und geschiedenen Farben und die räumlich von einander geschiedenen Gegenstände erzeugten in ihm nur eine allgemeine Lichtempfindung. Erst nach zwei Monaten unterschied er die Farben eines Gemäldes, das ihm früher nur als eine einheitliche Fläche von einerlei Farbe vorgekommen war. Das Auge desselben hatte also anfangs die Gestalt, die Farbenunterschiede und die Entfernungen nicht unmittelbar perzipiert. Als das zweite Auge operiert wurde, zeigten sich dieselben Erscheinungen. Bei einem zweiten Blindgebornen zeigte sich nach der Operation Ähnliches; er glaubte auch anfangs an alle Gegenstände zu stossen, obwohl sie von ihm entfernt waren. Ausserdem erschienen ihm alle Dinge flach; das Gesicht eines Menschen schien ihm eben, eine Kugel hielt er für eine Scheibe, eine Pyramide für ein flaches Dreieck. Auch bei ihm hatten also die Sehreize nicht unmittelbar die räumlichen Verhältnisse des gesehenen Gegenstandes zur Wahrnehmung gebracht. Nur dadurch, dass diese Operierten durch einen psychischen Akt die Bewegungen der Augäpfel nach rechts und links, nach oben und unten und die verschiedenen Empfindungen, welche mit diesen Bewegungen verbunden waren, mit der Zeit unterscheiden lernten, bekamen sie eine Vorstellung von den räumlichen Verhältnissen der Gegenstände, von der Lage, Richtung, Entfernung, Bewegung etc. derselben. Dass die Einwirkung der Licht- und Farbenreize zur Erzeugung der Raumvorstellung nicht hinreicht, geht auch aus folgender Erwägung hervor: Die Grenzen, Formen, Entfernungen etc. der Dinge sind an sich farblos, weshalb durch sie keine Licht- und Farbenreizungen auf den Sehnerv ausgeübt werden können; oder, was das nämliche ist, die Grenze hat dieselbe Farbe, wie die durch sie begrenzte Fläche. Es kann demnach die Grenze als solche vom Auge nicht besonders, nicht für sich allein, d. h. gar nicht gesehen werden. Ebenso, wie es aber keine gefärbte Grenze gibt, gibt es auch keine

gefärbte Richtung, keine gefärbte Entfernung, denn sonst müsste mit der Empfindung einer bestimmten Farbe, eines bestimmten Lichtreizes überhaupt unmittelbar die Lage, Richtung, Entfernung eines Gegenstandes und eines Ortes gegeben sein. Aus diesen Gründen erhellt, dass, da der Sehapparat nur Licht- und Farbenempfindungen vermittelt, die Unterscheidung derselben von einander nach ihren räumlichen Verhältnissen nicht durch die Gesichtsempfindung allein ermöglicht wird, sondern nur durch einen Akt der Seele, indem dieselbe durch die genannten Medien angeregt wird zu unterscheiden, zu vergleichen und zu beurteilen.

## Von den Farben.

### § 29.

Was wir Farben nennen, sind nur die wahrgenommenen Unterschiede der Geschwindigkeit, in welche die oszillierenden Atome des Lichtäthers durch die Einwirkung einer Lichtquelle versetzt werden. Denn nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft ist es mehr als wahrscheinlich, dass Licht und Farben nicht als solche ausser uns existieren, sondern nur als Schwingungen des sogenannten Lichtäthers. Wirken diese Schwingungen in einer bestimmten Zahl auf die Netzhaut ein, so wird die Reizung von der Seele in eine Farbenempfindung umgesetzt.

Anmerkung. Im roten Lichte der Regenbogenfarben des Prisma beträgt die Zahl der Oszillationen 476, im violetten 755 Billionen in der Sekunde. Alle anderen Farben liegen zwischen diesen beiden, Das mittlere Rot verlangt 496, die Grenze zwischen Rot und Orange 515, Orange 527, die Grenze zwischen Orange und Gelb 538; mittleres Gelb 558, die Grenze zwischen Gelb und Grün 578; mittleres Grün 600, die Grenze zwischen Grün und Blau 624; mittleres Blau 647, die Grenze zwischen Blau und Indigo 669; mittleres Indigo 684; mittleres Violett 727, die Grenze zwischen Indigo und Violett 700 Billionen Schwingungen in der Sekunde. Was man Weiss nennt, ist nicht die Farbenempfindung, welche durch die Gesamtheit der im Sonnenlicht vorkommenden Ätherschwingungen erzeugt wird, sondern nach Young die Gesamtheit der drei ungeschieden die Netzhautelemente reizenden Farbenempfindungen von Rot, Grün und Violett, aus deren Mischung und Wechselwirkung sich alle anderen Farben erzeugen lassen. Schwarz ist die Abwesenheit aller Lichtreize. Erreichen die Ätherschwingungen die zur Erzeugung des Rot nötigen Schwingungen nicht, so erzeugen sie die Empfindung

von Wärme, übersteigen sie die Zahl der Schwingungen des Violett, so wirken sie chemisch.

Anmerkung 2. Farbenblinde nennt man diejenigen, welche Farben, die entschieden ungleich sind, für gleiche halten. Diese Erscheinung wird nach Young dahin erklärt, dass, da zur Perzeption der verschiedenen Farbenreize verschiedene und geschiedene Nervenfasern gehören sollen, bei der gewöhnlichen Farbenblindheit die rotempfindenden Nervenelemente gelähmt seien.

## Das Gehör.

### § 30.

Das Organ des Gehörs ist das Ohr, das fast ein noch komplizierterer Apparat ist als das Auge. Die Nervenreizung erfolgt hier nicht durch die Schallwellen selbst, sondern eine Anzahl von verschiedengestalteten Knöchelchen, Membranen, Plättchen etc. übertragen die Lufterschütterung auf den Gehörnerv. Dieser antwortet aber, wie der Sehnerv bloss auf Lichtreize, einzig und allein auf oszillierende Lufterschütterungen. Sogar gegen die Einwirkungen des elektrischen Stromes soll er gleichgültig sein. (Ludwig.)

Das Ohr vermittelt eine sowohl in qualitativer als in quantitativer Hinsicht weit grössere Anzahl von unterscheidbaren Empfindungen als das Auge. Der qualitativen Verschiedenheit nach werden die Gehörsempfindungen eingeteilt in drei Klassen von Lauten, nämlich in Ton, Klang und Geräusch; Instrumente tönen, Metallplatten klingen, was knistert und knattert, wird Geräusch genannt. Töne sind Empfindungen, welche durch pendelartige Schwingungen hervorgebracht werden, Klänge entstehen durch Oszillationsbewegungen, die regelmässig periodisch wiederkehren, ein Geräusch wird durch unregelmässige Schwingungen hervorgebracht.

Unter der Klangfarbe eines Tones versteht man die eigentümliche Empfindung, welche Töne von gleicher Höhe und Tiefe, wenn dieselben von verschiedenen Stimmen oder Instrumenten hervorgebracht werden, in uns erzeugen. Sie hängt ab von der Form oder Figur der Luftwellen innerhalb jeder Schwingungsperiode. Die Höhe eines Tones hängt ab von der Anzahl der Oszillationen der Luft während einer Sekunde. Der tiefste noch wahrnehmbare Ton erfordert ungefähr 20, der höchste 38000 Schwingungen in der Sekunde.

Steigert sich die Anzahl der Schwingungen, so vernimmt man keinen unterscheidbaren Ton mehr, sondern nur ein zischendes Geräusch. Die musikalisch brauchbaren Töne bewegen sich in dem Bereich zwischen 40 und 4000 Schwingungen in der Sekunde, liegen also in sieben Oktaven. Das Verhältnis der Töne einer Oktave zu einander ist folgendes: Setzt man die Schwingungszahl eines Tones = 1, so verhält er sich zur Sekunde wie $1 : \frac{9}{8}$, zur Terz $1 : \frac{5}{4}$, zur Quarte wie $1 : \frac{4}{3}$, zur Quinte wie $1 : \frac{3}{2}$, zur Sexte wie $1 : \frac{5}{3}$, zur Septime wie $1 : \frac{15}{8}$, zur Oktave wie 1 : 2. Diese einfachen Zahlenverhältnisse liegen allen *harmonisch* zusammenklingenden Tönen zu Grunde.

Zu diesem Reichtum der qualitativen Verschiedenheit kommt noch die grosse Empfindungsfähigkeit des Ohres in quantitativer Beziehung. Man denke sich die Abstufungen von Stärke und Schwäche zwischen dem leisen Flüstern und dem krachenden Donner. Die Reihe dieser Abstufungen ist grösser als die zwischen dem Dunkel der Dämmerung und dem blendenden Siderallicht.

Die *Stärke* einer Tonempfindung hängt nicht ab von der grösseren oder geringeren Anzahl der Schwingungen eines tönenden Körpers in einer Sekunde, sondern von der Weite (Breite, Amplitude) derselben. Je grösser der Durchmesser der Wellenhöhe, d. h. je grösser der Raum ist, den die bewegten Luftteilchen durchlaufen, desto stärker ist der Ton.

## Vergleich der Gehörs- und Gesichtsempfindungen.

§ 31.

Alle Gehörsempfindungen, mögen sie Töne, Klänge oder ein Geräusch sein, machen keinen so bestimmten und klaren Eindruck als Lichtempfindungen. Der Schall entbehrt der festen Umrisse, bewegt sich nur in einem wechselnden Stärker- und Schwächerwerden der *nacheinander* erzeugten Laute, während sich in der Farbe etwas Festes darstellt, ein unbewegtes *Nebeneinander* der Erscheinungen. Während also das Auge und der Tastsinn die Organe zur Wahrnehmung der räumlichen Verhältnisse sind, so dient das Ohr zur Erzeugung der Vorstellungen einer *zeitlichen* Dauer.

Ebensowenig aber die Lichtreize *unmittelbar* und *allein* im Stande sind, die Vorstellung von räumlichen Ver-

hältnissen hervorzubringen, ebensowenig sind unmittelbar in und mit den Gehörsempfindungen die Vorstellungen der zeitlichen Dauer und Aufeinanderfolge verbunden.

Wie bei den realiter nebeneinander gegebenen Sehobjekten die Vorstellung von diesem Nebeneinander erst durch den psychischen Akt des Unterscheidens möglich wird, so ist auch trotz der realen Aufeinanderfolge der Reizungen des Gehörnerven noch nicht unmittelbar die Vorstellung von diesem Aufeinander gegeben.

So liegt in dem Ton D an sich keineswegs, dass er der zweite Ton der C-Skala ist, dass er an sich auf den Ton C folgen muss, sondern nur durch eine Unterscheidung der beiden Gehörsempfindungen von einander, und ferner durch das Unterscheiden ihres Aufeinander von dem Nebeneinander gewinnen wir die Vorstellung von Zeitverhältnissen.

## Der Tastsinn.

### § 32.

Das Organ für den Tastsinn ist die Oberfläche der Haut mit den in ihr endigenden sensiblen Nervenfasern. Kommen diese in Berührung mit ponderablen Stoffen von gewisser Dichtigkeit, so vermitteln sie die sogenannten Tastempfindungen. Die Gesamtheit der Empfindungen dieser Art wird eingeteilt:

1. in Schmerzempfindungen;
2. in Tastempfindungen in engerem Sinne;
3. in Druck-, Gewichts- und Muskelempfindungen;
4. in Temperaturempfindungen.

## Die Schmerzempfindungen.

### § 33.

Die Schmerzempfindungen werden nicht bloss wie die Licht-, Gehörs-, Geruchs- und Geschmacksempfindungen vermittelt durch eine Reizung der Nervenenden, sondern auch der Nervenstämme. Wird der Nerv eines anderen Sinnes nicht an seinem Ende, sondern innerhalb desselben gereizt, so entsteht keine der ihm eigentümlichen Empfindungen, keine Gesichts-, Gehörsempfindung etc., sondern eine Schmerzempfindung.

Veranlassungen zu Schmerzempfindungen können sein die Einwirkung von Elektrizität, von chemischen Stoffen in ver-

dünntem Zustand, von Druck, Stoss, Zug, Stich, Hieb, von Erhöhung und Erniedrigung der Temperatur. Ausserdem ist jede Schmerzempfindung bedingt durch eine gewisse, wenn auch kleine Dauer der Reizung. Ein plötzlich durchschnittener Nerv erzeugt keinen Schmerz. Eine Steigerung des Schmerzes ist abhängig von der Summe der gleichzeitig gereizten Nervenröhren, von der Stärke ihrer Reizung, von der Länge der Dauer derselben selbst bei gleichgradiger Reizung. Wird ein gewisser Höhegrad des Schmerzes überschritten, so tritt Unempfindlichkeit oder Ohnmacht ein.

Anmerkung 1. Die schmerzlichen Empfindungen des Ekels, des Hungers, des Durstes, des Kitzels und Hautschauers sind nur Modifikationen des Schmerzgefühls und dienen als Anregungsmittel des Begehrungsvermögens.

Anmerkung 2. Auch die Schmerzempfindungen werden nicht durch die Nervenreizung allein vermittelt. Dies beweist folgende Thatsache. Mit der Schmerzempfindung ist jedesmal eine Ortsempfindung verknüpft. Wir verlegen nämlich ihren Sitz jedesmal in einen Teil des Leibes und übertragen dieselbe nie auf Gegenstände ausser uns, selbst wenn die Gegenstände äussere sind. Ferner verlegen wir den Sitz des Schmerzes jedesmal an die Enden der Nervenfasern, wenn derselbe auch ganz anderswo ist. Nach vollzogener Amputation glauben in der Regel die Patienten Schmerzen an dem Ort zu fühlen, wo das abgelöste Glied sich befand. Nun kann die dem Gehirn zugeleitete Nervenerregung nur zur Schmerzempfindung als solcher veranlassen, nie aber zur Verlegung derselben in einen bestimmten Körperteil. Ausserdem ist die Thatsache der Verlegung des Sitzes des Schmerzes in einen amputierten Körperteil, der gar nicht mehr an seiner naturgemässen Stelle sich befindet, nur dadurch erklärlich, dass die Seele die durch den Organismus vermittelten Empfindungen lokalisiert und fixiert und ihr räumliches Nebeneinander unterscheidet.

## Die Tastempfindungen.

### § 34.

Von den Schmerzempfindungen, durch die wir von aussen und von innen Kenntnis erhalten von einer Störung der organischen Funktionen oder von einer Verletzung der Organe selbst, unterscheiden sich die eigentlichen Tastempfindungen dadurch, dass sie bloss Kunde geben von der äusseren Ausdehnung,

Gestalt, Lage und Gliederung zunächst unseres eigenen Körpers, dann der ausser uns befindlichen Dinge; die inneren Teile bleiben der Tastempfindung unbekannt.

Anmerkung. Die Tastempfindungen dienen besonders zur genaueren Bestimmung der Raumverhältnisse. Das Auge gibt uns Kunde bloss von der uns zugekehrten Fläche der Dinge, die Tastempfindung auch von den übrigen Seiten. Ferner werden die dem Augenmass nach genommenen Entfernungen durch Betasten näher bestimmt. Grosse und kleine Kinder begnügen sich deshalb nicht bloss mit dem Anschauen, sondern fühlen sich getrieben, die Gegenstände zu betasten.

## Druck-, Gewichts- und Muskelempfindungen.

§ 35.

Mit dem Tasteindruck ist jedesmal auch eine Empfindung von der Stärke seiner äusseren Ursache verbunden. Leistet ein ruhender Gegenstand der Bewegung eines Körperteils Widerstand, so entsteht eine Druckempfindung, befindet sich dagegen der Gegenstand zwischen der Erdoberfläche und der ihn nach oben ziehenden Muskelkraft, so wird eine Gewichtsempfindung hervorgerufen. Der Widerstand, der einem drückenden, noch mehr aber einem abwärtsziehenden Körper entgegengesetzt wird, kann nur mittels einer Kontraktion der Muskeln geleistet werden. Solche Empfindungen nun, welche durch Beugung oder Streckung der Glieder mittels der Muskeln entstehen, heissen Muskelempfindungen.

Anmerkung. Dadurch, dass die Seele die mit den Bewegungen der körperlichen Gliedmassen verbundenen Muskelempfindungen perzipiert, in Folge häufiger Widerholung die zur Hervorbringung einer bestimmten, gewollten Wirkung nötigen Bewegungen ordnet und in Zusammenhang bringt, lernt sie erst ihre Sinneswerkzeuge mit Sicherheit und Erfolg gebrauchen. Alle körperlichen Fertigkeiten, vom Gehen an bis zur höchsten technischen Vollendung sind bloss durch die systematische Anordnung und Verwertung der Muskelempfindungen von Seite der Seele erklärlich. Nicht bloss den leiblichen Bedürfnissen dient der Sinn für Muskelempfindungen, sondern auch der geistigen Ausbildung des Menschen. Das Sprechen ist nur allein durch ihn möglich, ebenso die Ausführung jeder freien Thätigkeit.

## Die Temperaturempfindungen.

§ 35.

Durch den **Wärmesinn** kann die Seele mittels bestimmter Hautempfindungen die Erhöhung und Erniedrigung der Temperatur wahrnehmen.

Anmerkung. Der Wärmesinn hat mehr für das leibliche Wohl als für die Erkenntnis der Dinge Bedeutung, weil

1. eine sich gleichbleibende Temperatur in uns gar keine oder nur geringe Empfindung hervorruft;

2. weil sich der Wärmesinn in sehr geringen Grenzen bewegt, zwischen — 10 und + 47° Celsius. Jenseits dieser Grenze, sowohl nach oben als nach unten, erzeugt die Temperaturempfindung ein Schmerzgefühl;

3. weil die Wärmeempfindungen abhängig sind von dem jedesmaligen Zustand der Temperatur unserer Haut und von der Schnelligkeit, mit der ihre Wirkung erfolgt.

## Verwandtschaft der drei höheren Sinne.

§ 37.

Die besprochenen drei höheren Sinne haben das gemeinsam, dass ihre Empfindungen durch **mechanische** Bewegungen zu stande kommen. Bei zunehmender Erhöhung der Bewegungsgeschwindigkeit kann ein und derselbe Gegenstand alle Empfindungen dieser Sinne nach einander hervorrufen.

Anmerkung. Ein metallener Stab, in einem dunklen Raum durch eine Vorrichtung in Bewegung gesetzt, wird anfangs in einem ihn berührenden Körperteil eine Tastempfindung, bei erhöhter Geschwindigkeit eine Muskel- und Schmerzempfindung hervorrufen. Würde die Zahl der oszillierenden Bewegungen bis auf 30 in der Sekunde erhöht, so würde ein dumpfer Ton vernehmbar werden. Würde die Geschwindigkeit vermehrt, bis sie die Zahl von 38 000 Bewegungen in der Sekunde überschreitet, so würde man nichts mehr hören bis zu einigen Millionen von Schwingungen in einer Sekunde. Dann würden wir eine leichte Wärmeempfindung haben. Diese würde sich steigern bis bei 400 Billionen Schwingungen in der Sekunde ein roter Schein sich zeigte. Fortgesetzte Vermehrung der Geschwindigkeit würde alle Farben des Spektrums bis zu Violett erzeugen.

## Der Geschmackssinn.

§ 38.

Das Organ des Geschmackssinnes ist die **Zunge**, oder vielmehr die eigentümlich gestalteten **Wärzchen**, die sich an

dem Schleimhautüberzug der Zunge befinden. Die Kenntnis von dem organischen Bau der Zunge und von der Art und Weise der Vorgänge, durch welche Geschmacksempfindungen vermittelt werden, ist noch sehr unsicher. Nur soviel ist bestimmt, dass bloss Flüssiges und solche feste Körper, die im Speichel löslich sind, den Geschmack anregen können. Was im Wasser oder Speichel absolut unlöslich ist, hat keinen Geschmack.

Dieser Sinn dient nur in höchst untergeordnetem Grade der Erkenntnis, hat aber die grösste Bedeutung für den Ernährungsprozess. Er ist der eigentliche Nahrungssinn, der Wächter des Magens, wie die Nase die Beschützerin der Lunge ist, durch welche der Atmungsprozess geleitet wird.

Anmerkung. 1. Mit der Geschmacksempfindung sind häufig andere Sinnesempfindungen zu gleicher Zeit verbunden, z. B. Geruchsperzeptionen.

2. Stoffe von verschiedener chemischer Beschaffenheit haben oft gar keinen oder einen sehr ähnlichen Geschmack, umgekehrt schmecken oft chemisch nahe verwandte Stoffe sehr verschieden. Der Geschmack spricht anders als die Chemie.

3. Die Intensität der Geschmäcke hängt ab von der Erregbarkeit der Nerven, von der Menge der gleichzeitig erregten Nervenfasern, von der Dauer der Reizungen, von der Beschaffenheit der Speicheldrüsen und deren Absonderungen, von der raschen Aufeinanderfolge kontrastierender Geschmäcke.

4. An die Geschmacksempfindungen knüpfen sich intensivere Empfindungen von Lust und Unlust, als an andere Sinnesperzeptionen.

## Der Geruchssinn.

### § 39.

Das Organ dieses Sinnes sind die Schleimhäute der Nase. Ob der Geruchsnerv auf andere Reize reagiert, als auf die chemischen Wirkungen gasförmiger Körper, kann mit der grössten Wahrscheinlichkeit verneint werden. Der Geruch hat für die Erkenntnis noch weniger Bedeutung als der Geschmack, Geruchsempfindungen sind noch undeutlicher als die des Geschmackes. Daher auch die Verwechslung vom Riechen und Schmecken und von den Prädikaten, die beiden Arten von Empfindungen zukommen.

Anmerkung. Die Intensität der Gerüche ist bedingt durch die Grösse der gereizten Schleimhautstelle.

## Zusammengehörigkeit und Vikariat der Sinne.

§ 40.

Gewisse Sinne stehen in dem Verhältnis eines sich gegenseitigen Unterstützens, andere schliessen ihre Funktionen gegenseitig aus. Was wir sehen, können wir nicht hören, dagegen wohl betasten, riechen, schmecken etc., allein kein Sinnesorgan kann ein anderes vollständig ersetzen, weil jedes auf eine bestimmte ihm eigene Weise perzipiert. Es gibt kein Sinnesvikariat sondern nur ein Sinnessurrogat. Es kann auch das Zusammenwirken mancher Sinne die Wirkungen derselben für die Seele erhöhen und den Genuss veredeln. So verschönert ein hellerleuchteter, schöngeschmückter Saal, ein angenehmes Vis-à-vis die Genüsse der Tafel. Dagegen wird bei aromatischen Düften ein Konzert sich schöner anhören und gefälliger wirken. Tafelmusik gehört aber für Leute, die sich nicht zu unterhalten wissen.

## Von den Sinnestäuschungen.

§ 41.

Die Erfahrung lehrt, dass mitunter wirkliche, objektive Empfindungen falsch ausgelegt oder unter dem Einfluss gewisser Vorstellungen umgebildet werden. Solche Erscheinungen heissen Illusionen. Halten wir aber unsere eigenen körperlichen Zustände für Anschauungen, oder gewinnen infolge einer lebhaften Reproduktion blosse Vorstellungen den Schein von wirklichen Anschauungen, so nennt man solche Erscheinungen Halluzinationen.

Anmerkung. 1. Gewisse Illusionen sind unvermeidlich, z. B. die perspektivische Auffassung von Gegenständen; eine Allee scheint sich immer mehr zu verengen; glatte und kalte Körper hält man für nass; eine kalte Last für schwerer als eine warme; der Bauchredner täuscht uns über die Entfernung des Tones, der Jäger über die Anwesenheit eines Vogels; ein Stich scheint heiss zu sein etc.

2. Zu den Halluzinationen gehören folgende Erscheinungen: Funken vor den Augen, Ohrenklingen, das Alpdrücken, das Geistersehen, die Gesichte nach dem Genuss von Opium oder Belladonna.

Den Sinnestäuschungen liegen Veranlassungen teils physischer teils psychischer Natur zu Grund. So werden Illusionen teils durch krankhafte Zustände der Sinnesorgane,

teils durch die Leichtigkeit, mit welcher sich gewisse Vorstellungen mit gegebenen Empfindungen verbinden, hervorgerufen. Das letztere ist der Fall bei der Mehrzahl der Sinnestäuschungen, wenn z. B. ein Strauch für einen Mann, für ein Tier oder für einen Steinhaufen gehalten wird. Auch plötzliche Umstimmungen des Nervensystems veranlassen zahlreiche und fremdartige Empfindungen, teils Illusionen teils Halluzinationen. So glauben Trunkene, Nervenkranke, Sterbende, Irrsinnige Dinge zu sehen und zu hören, die nicht existieren.

Aber auch psychische Ursachen können Halluzinationen hervorrufen. Am häufigsten ist dies der Fall bei hochgradigen Affekten, wo die ungewöhnliche Lebhaftigkeit gewisse Vorstellungen zu einer solchen Höhe steigert, dass das Vorgestellte den Charakter einer sinnlichen Empfindung annimmt.

## Die Vorstellungen von Raum und Zeit.

§ 42.

Erfahrungsgemäss kommen uns alle Empfindungen, Wahrnehmungen und Gefühle unter der Form des Neben- und Nacheinander zum Bewusstsein. Für alles Wahrnehmbare sind Raum und Zeit die Erscheinungsformen. Es entsteht nun die Frage:

1. Werden der Seele die Vorstellungen von räumlichen und zeitlichen Verhältnissen mit den Sinneswahrnehmungen unmittelbar, ohne ihre eigene Zuthat vermittelt, sind dieselben blosse Qualitäten der Empfindungen und werden sie unmittelbar mit denselben wahrgenommen? Oder:

2. Sind Raum und Zeit apriorische, aller Erfahrung vorausgehende, der Seele angeborene, von den Dingen-an-sich losgetrennte Formen der Anschauung?

Ad 1. Nach § 27 reagiert der Sehnerv bloss auf Licht- und Farbenreize. Was wir aber räumliche Verhältnisse nennen, wie Grenze, Form, Gestalt, Lage, Grösse, Richtung und Entfernung ist an sich farblos, kann also nicht mit dem Auge wahrgenommen werden. Ebensowenig liegt in den wahrgenommenen Tönen an sich die Ordnung und Reihenfolge, in welcher sie perzipiert werden. Den Inhalt eines Tones z. B. C bildet seine Höhe oder Tiefe und seine eigentümliche Klang-

farbe, nicht aber das Merkmal, dass er in einer bestimmten Tonleiter als der dritte, vierte, fünfte Ton etc. folgt. Denn eine Reihenfolge an sich kann nicht gehört werden, da der Gehörnerv bloss Klang- und Tonempfindungen erzeugt, eine successive oder zeitliche Reihenfolge und Ordnung aber an sich weder klingt noch tönt. Auch durch den Tastsinn nehmen wir die Formen und Aggregatszustände der Dinge nicht unmittelbar wahr, da die Betastung bloss eine Empfindung des Widerstandes und des Druckes, den der betastete Gegenstand ausübt, erzeugt.

Diese Erwägungen und die oben an operierten Blindgeborenen gemachten Beobachtungen liefern den zwingenden Beweis, dass wir durch die Reize, welche die Dinge auf unsere Sinnesorgane ausüben, unmittelbar und allein nicht zu Vorstellungen von räumlichen und zeitlichen Verhältnissen gelangen können. Denn in den Empfindungen als solchen liegen nicht die Merkmale der Zeitlichkeit und Räumlichkeit. Dass der Gegenstand a rechts oder links von b, über oder unter b, nahe bei oder ferne von b sich befindet, grösser oder kleiner als b ist, liegt weder in a allein noch in b allein; ebenso vernimmt man einen Ton als solchen nicht als zweiten und dritten etc.

Ad 2. Aber auch apriorische, der Seele angeborene, in ihr fertig ausgebildete, reine Anschauungsformen können Raum und Zeit nicht sein. Dies beweisen empirische und innere rationelle Gründe. Denn falls Raum und Zeit fertige, angeborene, reine Anschauungsformen wären, in welchen die Seele ihren Erfahrungsinhalt sich zum Bewusstsein bringt, ohne dass den Dingen eine reale Ordnung nach zeitlichen und räumlichen Verhältnissen zukommt, so müsste schon das Kind ein vollendetes Bewusstsein der Raum- und Zeitverhältnisse haben. Aber es hat davon keine Ahnung. Es greift nach nahen und fernen Gegenständen, ohne sich der räumlichen Distanz bewusst zu sein, ebensowenig hat es ein Bewusstsein von der Vergangenheit und Zukunft, sondern kennt bloss die Gegenwart.

Auch innere Gründe sprechen gegen die Apriorität von Raum und Zeit als reinen Anschauungen. Stehen nämlich Raum und Zeit als apriorische, reine, von den Dingen losge-

trennte, der Seele angeborene Anschauungen mit den realen Dingen in gar keiner räumlichen und zeitlichen Beziehung, so ist es unbegreiflich, warum die Seele notwendigerweise einen bestimmten von aussen durch die Sinne zugeleiteten Empfindungsinhalt stets in die Form des Raumes, einen anderen stets in die Form der Zeit, und zwar in die eines bestimmten Raumes und einer betimmten Zeit bringt. Warum bringt die Seele nicht das Gehörte einmal unter räumliche, das Gesehene unter zeitliche Formen. Daraus ergibt sich, dass ohne räumlich existierende Dinge das Zustandekommen von bestimmten Raum- und Zeitvorstellungen nicht möglich ist. Dazu kommt noch die Unmöglichkeit, Stoff (Ding) und Form (Raum- und Zeitvorstellung) zu trennen. Ein formloser d. h. gänzlich unbestimmbarer Stoff ist eben so wenig denkbar, wie eine leere Form ohne allen Inhalt.

Demnach ist anzunehmen, dass die Dinge und ihre Erscheinungen realiter nebeneinander und nacheinander, räumlich und zeitlich geordnet sind, und dass die Seele zu Raum- und Zeitvorstellungen gelangt, indem sie die Empfindungen, Wahrnehmungen, Anschauungen und Vorstellungen, welche durch die von den Dingen ausgehenden Sinnenreize vermittelt werden, als neben- und nacheinander unterscheidet. Dieselben ihr sind demnach nicht *a priori* angeboren, sondern sie besitzt blossdie Fähigkeit, die gesetzten räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten der Dinge zu unterscheiden und zu Vorstellungen zu verarbeiten. Trotzdem ist sie kein räumlich ausgedehntes, aus materiellen Atomen zusammengesetztes Wesen, sondern besitzt das Vermögen, mit den realen Raum- und Zeitverhältnissen denkend in Beziehung zu treten.

# II. KAPITEL.

## Das Gefühlsleben der Seele.

### Unterschied der Gefühle und Empfindungen.

§ 43.

Die Empfindungen sind als primitive Zustände zu fassen, in welche die Seele durch ihre Beziehungen zum Leib, durch mannigfache von aussen kommende Reizungen, versetzt wird. In ihrem letzten Grund sind dieselben durch organische Funktionen, wenn auch nicht durch diese allein bedingt. Die Gefühle dagegen sind primitive Affektionen der Seele, welche von ihr selbst ausgehen. Es dürfen demnach die Gefühle mit den Empfindungen nicht verwechselt werden. Das Gefühl des Schmerzes bei der Nachricht von einem Unglücksfall ist ganz verschieden von Zahnschmerz etc. Gewisse Gefühle lassen sich überhaupt nicht mit Empfindungen zusammenstellen, wie das Gefühl des Hochmuts, Neides, Zornes, der getäuschten Hoffnung. Obgleich eine Einsicht in die Entstehung unserer Gefühle ebensowenig möglich ist, als eine Einsicht in den Werdeprozess unserer Empfindungen, so ist doch soviel gewiss, dass die Gefühle uns die erste Kunde von dem Thun und Leiden unserer Seele und ihren Beziehungen zu sich selbst geben, wie die Sinnesempfindungen das Bewusstsein von den Zuständen unseres Leibes und von seinem Verhalten zur Seele vermitteln. In jenen wird die Seele durch ihre eigenen Zustände, Affektionen, Bewegungen, Thätigkeiten affiziert, in diesen durch die Reizungen der Nerven und Muskeln des Leibes.

### Das Gemeingefühl oder die allgemeine Seelenstimmung.

§ 44.

Das Gemeingefühl ist das Produkt der Gesamtheit der unmerklichen Einzelaffektionen, die nach ihrem Inhalt und Tonus, je nachdem sie mit dem Temperament, den

jeweiligen Trieben, Neigungen, Interessen und Vorstellungen der individuellen Seele harmonieren oder nicht, fördernd oder hemmend in das Seelenleben eingreifen und ein Lust- oder Unlustgefühl hervorrufen. So sprechen wir bei einer Übereinstimmung der Gefühlselemente untereinander von einer ruhigen, gelassenen, guten, heiteren Stimmung, bei gegenseitiger Hemmung und Störung derselben von einer gedrückten, schlechten, trüben, aufgeregten, unruhigen Stimmung.

## Die sinnlichen Gefühle.

§ 45.

Sinnliche Gefühle nennt man diejenigen, welche durch Sinnesempfindungen hervorgerufen werden. Hiezu gehört z. B. die gedrückte Stimmung bei anhaltend trübem Wetter und das Gefühl der Erleichterung des Gemüts bei dem Wiedererscheinen des Sonnenlichtes. Ähnlich ist es mit dem Gefühl der Niedergeschlagenheit und des Druckes bei anhaltender Dauer eines körperlichen Schmerzes. Auch der Anblick einer wohlbesetzten Tafel ruft ein Lustgefühl hervor.

Anmerkung. Um dem jugendlichen Leser einigermassen die Unterscheidung zwischen dem Inhalt einer Empfindung, dem Tonus derselben und dem durch dieselbe erweckten Gefühl zu erleichtern, wird folgendes Beispiel gute Dienste leisten. Es bildet z. B. der Anblick der Sonne an sich den Inhalt der Empfindung, welche wir bei ihrem Erscheinen, bei der Einwirkung ihrer Strahlen auf unser Auge haben; das angenehme Gefühl, das mit ihrem allmähligen Auftauchen im fernen Osten oder ihrem langsamen Hervorbrechen aus einer dichten Wolkenmasse, ferner das Unlustgefühl, wenn sie plötzlich in blendendem Feuerglanz das Auge trifft, sind der Tonus dieser bestimmten Empfindung; dagegen die mit ihrem lange ersehnten Erscheinen verbundene Erleichterung und Befreiung des Gemütes ist das durch sie erweckte Gefühl.

Zu den sinnlichen Gefühlen werden auch diejenigen gerechnet, welche unmittelbar mit den sich regenden Bedürfnissen und Trieben verknüpft sind; z. B. das Gefühl der Unruhe, das mit der inneren Empfindung von Hunger und Durst verbunden ist. Auch verschiedene Farben, Figuren, Geschmäcke, Gerüche erregen verschiedene Gefühle. Bekannt ist, dass die weisse Farbe erheiternd, die schwarze beängstigend, die rote aufregend, die blaue besänftigend wirkt etc. Gewisse Raumverhältnisse, z. B. eckige Figuren, regen auf, runde beschwichtigen.

## Tonus der Gefühle.

§ 46.

Wie bei den Empfindungen, so ist auch bei den Gefühlen Inhalt und Tonus zu unterscheiden. Von der Qualität des Gefühls ist nämlich die Wirkung zu unterscheiden, welche der Gefühlsinhalt auf die individuelle Seele in der momentanen Stimmung, bei dem augenblicklichen Gemeingefühl ausübt; z. B. der Anblick eines Bettlers ruft in uns das Mitleidsgefühl wach. Nun kann dasselbe uns, weil wir momentan weichherzig gestimmt sind, zur Verabreichung einer bedeutenden Gabe veranlassen und wir empfinden hiebei das wohlthuende Gefühl, welches durch das Bewusstsein erzeugt wird, einem Unglücklichen geholfen zu haben. Dagegen würde uns der nämliche Anblick, wenn wir von ihm mitten im Getöse ausgelassener Heiterkeit überrascht würden, minder ergreifen oder gar uns zu einer anderen Handlungsweise bestimmen, weil das in dem jetzigen Moment erregte Mitleidsgefühl durch seinen Gegensatz in unsere momentane Lustigkeit störend eingreift.

## Vorstellungsgefühle.

§ 47.

Diese bilden die nächste Klasse der Gefühle. Der Inhalt der verschiedenen Vorstellungen erregt nämlich in der Seele Gefühle, die als der Ausdruck des Verhältnisses zu bezeichnen sind, in welches sich dieselbe durch deren Eintritt nsi Bewusstsein gegenüber ihren anderweitigen Vorstellungen, Trieben und Strebungen etc. versetzt sieht.

## Die verschiedenen Vorstellungsgefühle.

§ 48.

Alle durch blosse Vorstellungen, seien sie von der Seele selbst erzeugt (Phantasiebilder) oder durch die Sinne vermittelt, sind entweder Gefühle der Freude, wenn der Inhalt der Vorstellung mit dem momentan herrschenden Gemütszustand der Seele übereinstimmt, also wohlthuend und anregend wirkt, oder Gefühle der Trauer, wenn umgekehrt die Wirkung des Vorstellungsinhaltes eine deprimierende und hemmende ist. Aus diesen Fundamentalgefühlen sind alle anderen durch Vor-

stellungen erzeugten Gefühle gemischt. — Das Mischgefühl der Rührung, der Wehmut entsteht aus der Verschmelzung von Trauer und Freude. Im Auge stehen Thränen, während der Mund lächelt. — Das Gefühl der Hinneigung, Sympathie entsteht, wenn der Inhalt der Vorstellung eine Person oder Sache ist, deren Vereinigung, Verkehr und Umgang wir begehren, um die durch die Vorstellung der Person oder Sache hervorgerufene Freude dauernd zu machen. — Abneigung (Apathie) und Hass im weiteren Sinne werden durch das Streben erweckt, den Inhalt der Vorstellung fern zu halten. An die Gefühle der Sympathie und Apathie schliesst sich an das Mitgefühl (Mitleid und Mitfreude). Es entspringt aus der Vorstellung der Wesensgleichheit der anderen Menschen mit uns und aus der zweiten Vorstellung, dass wir gleichen Leiden und Freuden ausgesetzt sein können. Deshalb erregt die Vorstellung der Leiden anderer in uns das Unlustgefühl des Mitleidens und umgekehrt die Vorstellung von deren Wohlergehen das Gefühl der Mitfreude. — Die Gefühle der Furcht, Besorgnis und Angst werden hervorgerufen durch die Vorstellung eines Gegenstandes, der unseren Wünschen und Strebungen, überhaupt unserem Wohlergehen entgegenzuwirken droht; was dagegen uns günstig ist, unser Wohl fördert, dessen Vorstellung erweckt das Lustgefühl der Hoffnung, Ermutigung und Zuversicht. Aber Furcht und Hoffnung sind nur dann möglich, wenn Erfahrungen vorliegen, dass die gleichen Umstände früher das eigene oder fremde Wohl förderten, weshalb die Vorstellung von ihnen auch im gegebenen Falle Günstiges hoffen oder Ungünstiges befürchten lässt. Die Erfahrung kann mitunter durch den instinktiven Trieb ersetzt werden. — Auf der Vorstellung einer nur möglichen künftigen Störung oder Förderung unserer Wohlfahrt beruht das Gefühl der Erwartung, das sich bei gesteigertem Interesse an dem Eintritt des Erwarteten bis zur Ungeduld erhöhen kann. Das Nichteintreten des erwarteten Ereignisses hat das Gefühl der Enttäuschung zur Folge.

Trifft ein Ereignis, eine Empfindung, Vorstellung etc. unerwartet mit unserer momentanen Seelenthätigkeit zusammen, so entsteht das Gefühl der Überraschung. Da sowohl das

Eintreten plötzlicher, unsere Interessen fördernder oder störender Ereignisse stets mit einer Unterbrechung unseres momentanen Seelenlebens verbunden ist, so kann die bis zum Schreck gesteigerte schmerzliche Überraschung, aber auch die zu übermässiger Intention gehobene Freude, welche wir bei dem ungeahnten Eintritt eines wichtigen Ereignisses empfinden, schlimme Folgen, sogar Ohnmachten und den Tod nach sich ziehen. — Staunen und Verwunderung sind Folgen einer Begebenheit oder besser einer Anschauung und Vorstellung, deren Inhalt für unser Wohl weniger Bedeutung hat, sondern nur den Charakter des Ungewöhnlichen und Fremdartigen an sich trägt. Dies Gefühl kann gegenüber einer grossartigen, erhabenen Erscheinung (Sache, Person, That) sich steigern zum Gefühl der Bewunderung, umgekehrt kann eine ungewöhnlich widerwärtige Erscheinung, eine ungeschickte, gemeine Handlung Bestürzung hervorrufen. — Der Zweifel knüpft sich an die Vorstellung, dass von einer gewünschten Möglichkeit das Gegenteil eintreten könnte. Die Vorstellung, dass unsere Gedanken wahr oder falsch, unsere Handlungen gesetzlich oder ungesetzlich, erlaubt oder unerlaubt sein, ein Erfolg sowohl als ein Misserfolg eintreten könne, ruft das Unlustgefühl des Zweifels hervor. Ist die gewünschte Lösung eines Zweifels bei mächtigen Lebensinteressen unmöglich oder in weite Ferne gerückt, so entsteht die Verzweiflung. — Verwandt mit dem Zweifel ist das Gefühl der Verlegenheit, wenn wir nicht wissen, was wir in einem gegebenen oder möglichen Fall Personen (nicht Sachen, Erreignissen und Thaten) gegenüber reden und thun sollen. — Trifft unsere Vorstellung von dem, was wir gethan und gesprochen haben, zusammen mit der Vorstellung dessen, was wir hätten thun, sprechen oder unterlassen sollen, so entsteht das Gefühl der Scham. — Das Gefühl des Druckes, der Beklemmung und Verwirrung entsteht nicht, wie die oben genannten Gefühle, aus entgegengesetzten Vorstellungen, sondern aus dem gemeinsamen Entstehen mehrerer Vorstellungen, die wir nicht zu ordnen und zu übersehen vermögen. — Das Unlustgefühl des Suchens, Sich-Besinnens und des Misslingens beruht auf dem Gegensatz der Vorstellung des Gesuchten, Gewussten und des Gelingens einerseits und der thatsächlichen Wahrnehmung des

Nichtvorhandenseins eines Gegenstandes, eines früher Gewussten und eines Erfolges anderseits.

### Gefühle durch Erinnerung und Phantasie hervorgerufen.

§ 49.

Wie durch Empfindungen und Vorstellungen, so können auch durch die Erinnerung und Phantasie Gefühle erzeugt, jedenfalls durch letztere zur grösseren Stärke gebracht, mitunter bis zu Halluzinationen gesteigert werden. Die angenehmen oder unangenehmen Gefühle, die sich an Erinnerungen knüpfen, kennt jeder. Zu den durch Phantasiethätigkeit erregten Gefühlen gehören z. B. die Lustgefühle der Kinder beim Spielen, der Künstler bei der Konzeption ihrer Schöpfungen, das Lustgefühl dessen, der auf einen Genuss hofft. Umgekehrt kann die Phantasie gewisse Gefühle, die aus Vorstellungen und Erinnerungen entstehen, zu hochgradigen Unlustgefühlen steigern; dies ist der Fall bei dem bis zum Heimweh emporgehobenen Heimatsgefühl, in dem die Erinnerung an die frühere uns interessierende Umgebung durch die Einbildungskraft mit den herrlichsten Farben ausgemalt wird.

### Thätigkeitsgefühle.

§ 50.

Jede Thätigkeit der Seele ist mit einem bestimmten Gefühl verbunden, nicht bloss Anschauungen, Erinnerungen und Vorstellungen als solche, sondern das Anschauen, Erinnern und Vorstellen selbst, wenn diese Thätigkeiten unterbrochen oder gefördert, oder andere Empfindungen mit denselben vermischt werden. Derartig ist das Unlustgefühl, das mit dem Sich-besinnen überhaupt und besonders mit dem Suchen nach der Lösung eines Problems verbunden ist. Schreitet dagegen die psychische Thätigkeit ununterbrochen vorwärts, erhebt sich die Möglichkeit des Gelingens zur Wahrscheinlichkeit oder Gewissheit, so erzeugt sich ein Lustgefühl, weil eine Befriedigung unserer Aufmerksamkeit oder unseres Interesses, ohne welche derartige Gefühle unmöglich sind, in Aussicht steht. Denn nur was uns interessiert, mit unseren Wünschen und Strebungen harmoniert, stimmt uns wohl- oder übel-gemut. Aber die Notwendigkeit,

sich geistig mit Dingen, die für uns kein Interesse haben, zu beschäftigen, erzeugt das Gefühl des Zwanges, welchem mit der Aufhebung des Zwanges das Lustgefühl der Freiheit folgt. Das Gefühl des Zwanges kann in Langweile umschlagen, wenn uns die andauernde Beschäftigung mit gleichgitigen, leeren Dingen aufgenötigt wird. Auch die geistreichsten und im raschesten Tempo sich ablösenden Vorstellungen langweilen uns, wenn wir für sie kein Interesse haben. Wechseln dagegen z. B. bei einem Gespräche die uns zuströmenden Vorstellungen, erregen sie unsere Aufmerksamkeit in mässigem Grade, folgen leichte Lösungen, Spannungen und Überraschungen einander, so entsteht das Lustgefühl der Unterhaltung. Gibt es gar nichts mehr, was den Trieb der Seele, sich interessante Vorstellungen anzueignen, befriedigen kann, genügen die gegebenen Lebensverhältnisse nicht mehr, um unseren Thätigkeitstrieb zu beschäftigen, besteht zwischen der Wirklichkeit des Lebens und unserer Vorstellung von demselben eine unausfüllbare Kluft, so entsteht das Gefühl des Lebensüberdrusses, des verfehlten Lebenszweckes.

Das Gefühl der Ermüdung hat seinen Grund in der Beschränktheit der psychischen Vermögen, welche durch eine ausdauernde und gleichförmige Thätigkeit erschöpft werden und Abwechselung verlangen.

## Gefühle, hervorgerufen durch den Geselligkeitstrieb.

§ 51.

Der Mensch bedarf zur allseitigen Entwickelung seines Wesens der Mitwelt, daher wohnt ihm auch das Bedürfnis inne, sich leiblich und geistig anderen zu nähern. Je grösser dies Bedürfnis ist, wie bei Kindern, desto mächtiger macht sich dieser Trieb geltend. Daher das Unlustgefühl bei andauernder, zumal erzwungener Einsamkeit. Nur dann sehnt man sich nach Einsamkeit, wenn man von der Anstrengung ausruhen, seinen Gram und Kummer ausweinen will, was in Gesellschaft nicht angeht. In dieses Gebiet schlagen auch die bereits genannten Gefühle des Mitleidens und der Mitfreude, ferner der Liebe und Freundschaft ein. Mit dem Gefühle der Liebe im weitesten Sinn verbinden sich

## Die ethischen Gefühle.

§ 52.

Die Thatsache der Vereinigung von einer grösseren oder geringeren Anzahl von Menschen in Stämme, Völkerschaften und Staaten, die Tatsache der positiven Normen, Gewohnheiten und Gesetze, durch welche der Wirkungskreis der Individuen fest begrenzt und bestimmt ist, muss auf das Bewusstsein zurückgeführt werden, dass es dem Einzelnen für sich nicht möglich ist, sein ganzes Wesen, die Gesamtheit seiner physischen und psychischen Kräfte zur Entfaltung zu bringen. Dieses Bewusstsein der Notwendigkeit geselliger Vereinigung beruht aber in letzter Instanz auf dem Gefühl, dass die gegebenen Verhältnisse und Umstände des Lebens einer Verbesserung und Vervollkommnung fähig und bedürftig sind. Die Begriffe Verbesserung, Veredlung, Vervollkommnung fordern aber den Begriff des Seinsollens, dessen Keime in einem bestimmten Gefühle liegen. Da aber wegen der Wesensgleichheit aller Menschen die von dem Gefühl des Seinsollenden d. h. dem Pflichtgefühl gestellten Forderungen für alle ohne Ausnahme gelten, so ist die allgemeine Erfüllung derselben eine moralische Notwendigkeit. Was aber geschehen soll, kann auch unterlassen werden. Demnach unterscheidet sich die mit Pflichtgefühl gesetzte moralische Nötigung von der Naturnotwendigkeit dadurch, dass die Naturkräfte bei den gegebenen Bedingungen ihrer Wirksamkeit sich effektiv äussern müssen, dagegen die Forderungen, welche von dem zum Pflichtbewusstsein gesteigerten Pflichtgefühl gestellt werden, auch unterbleiben können. Auf das Gefühl des Seinsollenden oder das Pflichtgefühl gründen sich alle sogenannten ethischen Gefühle, die sich nach der dreifachen geistigen Lebensthätigkeit teilen lassen in das Rechtsgefühl, Wahrheitsgefühl und Schönheitsgefühl entsprechend der Bethätigung des Willens im praktischen Handeln, im Erkennen und künstlerischen Schaffen oder den Ideen des Guten, Wahren und Schönen.

## Das Gewissen und das Gefühl der Reue.

§ 53.

Der Begriff des Gewissens enthält seinem Wortlaut nach ein Wissen oder Bewusstsein von etwas. Das ist sein *genus*

*proximum.* Es unterscheidet sich dieses Wissen von allem anderen dadurch, dass es ein Wissen dessen ist, was wir thun und lassen sollen. Es ist das erweiterte und verallgemeinerte Pflichtgefühl, das zum klaren und unmittelbaren Pflichtbewusstsein erhoben ist. Das ist seine *differentia specifica.* Das Gewissen steht in einer bloss allgemeinen Beziehung zu unserem Wollen, es sagt nicht, was in einem bestimmten Fall geschehen solle, sondern ob etwas geschehen solle oder nicht. Widersprechen unsere Handlungen dem Gewissen, so entsteht das Unlustgefühl der Reue.

## Das Selbstgefühl und Ehrgefühl.

§ 54.

Die ethische Thätigkeit des Menschen kann sich beziehen auf sein eigenes Ich, auf andere beseelte Wesen und auf sein Verhältnis zu Gott. Hat nun der einzelne sich im Laufe der Zeit, beeinflusst durch seine Umgebung, seine eigenartige psychische Beschaffenheit und durch hemmende und fördernde Einwirkungen seiner Lebensverhältnisse, nicht nur Einzelvorstellungen von ethischem Gehalte, sondern auch allgemeine ethische Begriffe, sittliche und rechtliche Prinzipien gebildet, welche ihm bei seinem Handeln zur Richtschnur dienen, nach welcher er urteilt und sich entscheidet, so wird sich infolge der Gewohnheit eine eigentümliche ethische Neigung und Stimmung herausbilden. Das Gefühl, von welchem diese ethische Disposition begleitet ist, nennt man Selbstgefühl im weiteren Sinne. In engerer Bedeutung versteht man darunter das Gefühl der Lust oder Unlust, welches mit der Förderung und Störung unseres ethischen Strebens und mit dem Bewusstsein unserer persönlichen Geltung verbunden ist. Das Selbstgefühl ist entweder ein wahres oder falsches. Das wahre Selbstgefühl gibt sich kund durch richtige Selbstschätzung, durch richtige Beurteilung des eigenen Ich und anderer lebender Wesen, durch Bescheidenheit, regen Sinn für Recht und Ehre, durch Festigkeit im Wollen und Handeln. Das falsche Selbstgefühl äussert sich durch Mangel an Thätigkeit, durch Selbsterniedrigung einerseits, anderseits durch Überschätzung der eigenen Kräfte und der eigenen Person. Ein solcher Eigendünkel pflegt eine gewisse Verachtuug alles anderen im Gefolge zu haben.

Hier ist die Quelle sowohl aller Unbeständigkeit, Flatterhaftigkeit und geistigen Trägheit, als auch die der Unduldsamkeit, Härte, Herrschsucht und Tyrannei gegen andere zu suchen.

Mit dem Selbstgefühl ist notwendig das Streben verbunden, dass auch in dem Vorstellungskreis anderer unser Thun und Lassen Anerkennung und Geltung gewinne. Das Gefühl, auf welches sich dies Streben gründet, heisst Ehrgefühl. Es äussert sich in dem Wunsch, von anderen ebenso beachtet und geachtet zu werden, wie wir uns selbst achten, und in dem Verlangen, dass andere denken und handeln, wie wir selbst zu denken und zu handeln gewohnt sind. Hierher gehört alles, was man sich unter Familien-, Stammes-, National-, Standes-, Künstlerehre etc. vorstellt.

## Ruhm; Bescheidenheit und Anmassung; Hochmut und Demut; Eitelkeit und Stolz.

§ 55.

Der Ruhm ist die potenzierte Ehre. Er begnügt sich nicht mit der Anerkennung der Zeitgenossen, sondern stellt die Forderung der Achtung auch an die Nachwelt. Während die Ehre wünscht, anerkannt zu werden, verlangt der Ruhm Bewunderung. — Der Bescheidene hält sich nicht für mehr, als er wirklich ist, verlangt keine grössere Anerkennung als er verdient, keinen höheren Lohn für seine Leistungen als ihm gebührt. — Im konträren Gegensatz zu dem Bescheidenen steht der Anmassende. — Der Hochmütige verlangt, dass andere sich im Vergleich zu seiner Person für niedriger halten. Er betrachtet andere nicht als Seinesgleichen, spricht und handelt affektiert, steif, abstossend und kränkend. Ehrabschneiderei und Verläumdung sind ihm geläufig. Er schliesst die Augen häufig da, wohin er schon lange gehörte, nämlich im Irrenhaus. — Die Demut schätzt im Bewusstsein ihrer Unvollkommenheit sich selbst niedriger als andere und gönnt es dem Nächsten, sich höher zu schätzen. — Der Eitle legt Wert auf nichtige Dinge, stellt zwar an andere keine anmassenden Forderungen, schwelgt aber gerne in dem Bewusstsein seines eigenen Wertes in selbstgefälliger und genügsamer Selbstzufriedenheit. Er sieht mehr auf leere Ehrenbezeugungen als auf wirkliche Achtung. — Der Stolze fordert zwar die An-

erkennung anderer nicht, freut sich ihrer aber, ohne auf solchen äusserlichen Tand viel zu achten. Der edle Stolz gründet sich auf wirkliche, nicht eingebildete Vorzüge. Mit dem letzteren begnügt sich der Bettelstolz.

## Das Rechtsgefühl.

§ 56.

Das Rechtsgefühl äussert sich als Wohlgefallen oder Missfallen, das wir empfinden gegenüber gesetzlichen oder ungesetzlichen Handlungen. Es hält sich verletzt, wenn wir Handlungen und Willensakten begegnen, die nach unserer Anschauung dem Recht und der Sitte widersprechen. Es unterscheidet sich von dem Pflichtgefühl, das als die allgemeine Richtschnur des menschlichen Handelns überhaupt sich geltend macht und als der allgemeine Ausdruck des Seinsollenden auftritt, worauf die Sittlichkeit unseres Handelns überhaupt beruht, dadurch, dass es durch eine einzelne bestimmte Handlungsweise erregt wird und bedingt ist durch den positiven Inhalt unserer Anschauungen von dem, was gesetzlich und ungesetzlich ist.

Das Pflichtgefühl hat die Idee des Seinsollenden zum Inhalt, im Rechtsgefühl spricht sich aus, was wir unter dem Einfluss des Naturells, der nationalen Eigentümlichkeiten und der historischen Entwicklung für Recht halten.

## Das Wahrheits- und Wahrscheinlichkeitsgefühl.

§ 57.

Wie sich das Rechts- und Sittlichkeitsgefühl auf die Idee des Guten bezieht, so gilt das Wahrheitsgefühl der Idee der Wahrheit unserer Erkenntnis. Es gründet sich gleichfalls auf das Gefühl des Seinsollenden und äussert sich in dem Streben, nicht nur Klarheit und Übersichtlichkeit in den Gesamtinhalt unserer Vorstellungen, Begriffe und Erkenntnisse zu bringen, sondern auch den Kreis unseres Wissens immer mehr zu erweitern und zu berichtigen. Es ist dieses Wahrheitsgefühl der belebende Hauch für den denkenden Geist. Es bestimmt denselben, sowohl die eigenen Anschauungen, Vorstellungen und Gedanken, wie auch die von anderen denkenden Wesen uns übermittelten Produkte des Denkens für wahr oder unwahr,

für wahrscheinlich oder unwahrscheinlich zu halten und erweckt das Streben, das Wahrscheinliche zur Wahrheit zu erheben, das Unwahrscheinliche und Irrige zu berichtigen oder zu widerlegen. Tritt es in besonderer Stärke hervor, so äussert es sich als genialer Instinkt, als Divinationsgabe, welche es vermag, durch scharfsinnige Kombinationen und Schlussfolgerungen neue Wahrheiten zu entdecken und der Wissenschaft neue Bahnen zu eröffnen. Die Befriedigung dieses Gefühls hat den reinsten geistigen Genuss zur Folge.

Dagegen rufen Zweifel, Unklarheit und Verworrenheit unserer Begriffe, sowie Gedankenleere ein höchst peinliches Unlustgefühl hervor. Wir werden mit Unbehagen inne, dass es mit unserem Denken, Sprechen und Wissen nicht so ist, wie es sein soll. Deshalb ist mit der Lüge bei nicht gänzlicher Verdorbenheit des Willens das Gefühl der Scham und Erniedrigung verbunden; deshalb hält auch der Hochmut mit Eigensinn an seinen irrigen und voreiligen Ansichten rechthaberisch fest und fühlt sich durch jeden auch den begründetsten Widerspruch beleidigt.

## Das Schönheitsgefühl (ästhetische Gefühl).

§ 58.

Alles, was zur Erscheinung kommt, muss nicht nur einen bestimmten Inhalt haben, sondern auch in einer gewissen Form dem menschlichen Auffassungsvermögen entgegentreten. Findet sich nun in der Anordnung der Teile eines Ganzen Symmetrie und klare Gruppierung, ist alles harmonisch geordnet, so findet sich die Seele, deren ganzes Leben und Weben auf Ordnung, Harmonie und Proportionalität ihrer gesamten Thätigkeitsweise gerichtet ist, befriedigt, weil sie die Idee der Schönheit, nach welcher jeder Erscheinungsinhalt formell geordnet sein *soll*, verwirklicht sieht. Denn *schön* ist alles, was nach Inhalt und Form, nach Wesen und Erscheinung harmonisch gegliedert ist und dessen Teile mit einander im Einklang stehen. Wo eine solche Erscheinung uns gegenübertritt, sei es in der Wirklichkeit oder im Bilde, fühlt sich das Gemüt gehoben, weil das bessere „Ich“ seinen Sinn für das Schöne befriedigt und das *Seinsollende* in der Form zur Erscheinung gebracht sieht.

Dies der Grund, warum der Umgang mit wahrhaft schönen Seelen, sowie ächte Kunst veredelnd auf die Menschheit wirkt. Dagegen finden wir einen Gegenstand hässlich, wenn Idee und Wirklichkeit, Inhalt und Form im Widerspruch mit einander stehen, wenn in formaler Beziehung an die Stelle der harmonischen Ordnung ein Missverhältnis der Teile, Unordnung und Verworrenheit getreten ist. Ist ferner ein Gegenstand derartig, dass seine Erscheinung in ihren grossartigen Verhältnissen in uns Ehrfurcht erweckt, uns einerseits zur Annäherung einladet und anzieht, aber auch unsere Schwäche und Kraftlosigkeit uns zum Bewusstsein bringt, so nennen wir ihn nicht mehr schön sondern erhaben. Das Erhabene erweckt das Gefühl der Bewunderung, des Staunens und der Ehrfurcht, während wir das Schöne liebenswürdig und anmutig finden. Ist aber das Erhabene zweckwidrig, so erweckt es das Gefühl des Ungeheuerlichen, das gleichfalls nicht mehr schön ist.

## Das religiöse Gefühl.

§ 59

Jeder Mensch trägt in sich das Gefühl seiner Endlichkeit, Bedingtheit und Abhängigkeit von einem letzten Urgrund. Im Verlauf seiner Entwicklung erhöht sich dieses dunkle Gefühl zum klaren Bewusstsein. Nun fordert die Vorstellung des Bedingten, Abhängigen und Endlichen notwendig die des Unbedingten, Absoluten und Unendlichen. Jede Vorstellung setzt aber die Fähigkeit des Subjektes voraus, überhaupt etwas denkend perzipieren zu können. Die Vorstellung des letzten absoluten Grundes alles endlichen Seins kann aber nicht mit dem Bedingten als solchen gegeben sein, das wäre eine *contradictio in adjecto*. Ist sie aber thatsächlich als bestimmte und ausgeprägte Vorstellung in unserem Bewusstsein vorhanden, kann sie aber durch die Existenz des endlichen Seins an sich nicht gesetzt werden, so kann sie einzig und allein in dem Gefühl des Unendlichen, Absoluten, d. h. in dem religiösen oder Gottesgefühl ihren realen Grund und die Möglichkeit ihrer Perzeption haben.

Dieses mächtige Gefühl ist der Grund, warum ein unnennbares Sehnen nach einer idealen Heimat die Seele durch-

zieht und warum sie in der unmittelbaren Hingabe an Gott Stärkung und Trost findet. Das religiöse Gefühl befähigt sie zur Aufnahme positiver göttlicher Offenbarungen und ist somit die Voraussetzung aller positiven Theologie. Nur darf dieser seelen- und lebensvolle Mystizismus nicht in selbstgefälligen Pietismus ausarten. Er darf nicht umschlagen in jene selbstgenügsame, weibische Geistesträgheit, welche es für die höchste Aufgabe des religiösen Lebens hält, Gott in kleinlichen und kindischen Dingen zu dienen, ihn bloss mit den Lippen anzubeten und durch schablonenmässige, leere Werkthätigkeit zu ehren. Der beseligende Inhalt des religiösen Gefühls soll der Seele, soweit es möglich ist, zu immer grösserer Klarheit und lichterem Verständnis gebracht werden, wenn es zur gesicherten Religiösität und zu gegründetem Glauben, aber nicht zum Götzendienst, zu schrankenloser Schwärmerei oder zu herzlosem, verknöchertem Formelwesen führen soll. Derartige Auswüchse dienen mehr dem Aberglauben als dem Glauben, mehr dem persönlichen Interesse als dem allgemeinen Wohle.

## Schlussbemerkung.

### § 60.

In dem Gefühlsleben der Seele, das in seiner Gesamtheit erfasst Gemüt genannt wird, äussert die Seele mehr als in ihren anderen Thätigkeiten ihre Individualität und charakteristische Eigentümlichkeit. Das Gemüt gibt dem gesamten Thun und Lassen des Menschen ein eigentümliches Gepräge. Alle unsere Neigungen und Strebungen werden von dem Gefühlshabitus unserer Seele beeinflusst. An den ethischen Gefühlen haben wir ein stetes Korrektiv unseres Handelns, einen sicheren Leiter und Wegweiser, der uns das hohe Ziel unseres Lebens stets, wenn auch anfangs verdunkelt vorhält und uns bei etwaigen Fehlgriffen und Fehltritten einen festen Rückhalt bietet.

Deshalb ist die Veredlung des Gefühlsleben eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Aufgabe einer rationellen Erziehung. Ein Jüngling, dessen Gemüt verderbt, dessen Gefühle nach falschen Zielen gerichtet sind, ist für jede ernste, edle und gesittete Thätigkeit verloren. Ein kalter, berechnender

Kopf ohne gesunde und frische Gefühle, ohne Wärme und Innigkeit des Herzens kann es zwar zu bedeutenden äusseren Erfolgen bringen, wird aber trotz alles Glanzes sich innerlich nicht befriedigt fühlen und mit Entsetzen vor dem leeren Abgrund in seinem Inneren zurückschaudern.

## Von den Affekten.

§ 61.

Im allgemeinen benennt man alle bis zu einem gewissen Grad gesteigerten Gefühle mit dem Namen Affekte. Demnach lassen sich die Affekte als Gefühle bezeichnen, die den Zustand der Ruhe der Seele stören, ihn erschüttern und gewisse Gemütsrichtungen markiert hervortreten lassen. Die ruhige und harmonische Ordnung unserer Strebungen und Empfindungen wird unterbrochen, einzelne Gefühle machen sich mehr als ihnen zukommt geltend. So kann sich das Gefühl der Niedergeschlagenheit, der Besorgnis, des Verdrusses steigern zum Affekt des Grames, der Angst, des Zornes. Aus der stillen Freude kann Ausgelassenheit, aus der Hoffnung kann Sehnsucht werden, die ruhigen sittlichen Gefühle können sich bis zum Enthusiasmus und zur Begeisterung erheben, die für eine Idee mit bewusstem Mute selbst das Leben hinzugeben bereit ist.

Übermässig gesteigerte Affekte können höchst nachteilige Folgen für den Organismus nach sich ziehen. Sie sind oft nicht bloss die Ursachen von Krankheiten, Ohnmachten, sondern kommen nicht selten erst mit totaler Auflösung zur Ruhe.

# III. KAPITEL.

## Das Vorstellungs- und Erkenntnisleben der Seele.

### Das Wesen des Vorstellens und Denkens.

§ 62.

Empfindungen, Wahrnehmungen, Anschauungen und Gefühle bilden die eine Hälfte des Materials der eigentlichen Erkenntnisthätigkeit der Seele. Durch die Sinne wird sie bekannt mit der Existenz und Beschaffenheit ihres eigenen Körpers und der Aussenwelt. Das Gefühl vermittelt ihr das Bewusstsein von dem Verhältnis, das zwischen den Nervenreizen und der seelischen Empfänglichkeit besteht, überhaupt von ihren eigenen Lebens- und Wesenseigentümlichkeiten. Was aber der Seele durch die Empfindung und das Gefühl zugeführt wird, ist noch keine Vorstellung, ebenso wie der einzelne Buchstabe kein Wort, das einzelne Wort kein Satz ist. Eine Vorstellung ist erst gegeben, wenn die Seele einzig und allein in freier Thätigkeit die realen Unterschiede des Empfundenen und Gefühlten im Bewusstsein von einander geschieden und zu einem Gesamtbild zusammengefasst hat. Das Vermögen nun, mittels dessen die Seele nach analytischer und kritischer Methode die Vorstellungen in ihre Elemente zerlegt, die Verhältnisse und Beziehungen derselben zu sich, und deren Unterschiede zu anderen Vorstellungen nach logischen Gesetzen erfasst, sie scheidet und sondert, anderseits aber synthetisch das Ähnliche und Gemeinsame an dem Verschiedenen verknüpft, heisst Verstand. Durch eine fortgesetzte Thätigkeit dieses Scheidens und Verbindens von Vorstellungen entstehen die Begriffe, Urteile und Schlüsse, über deren Wesen und Bedeutung, Wert und gesetzmässige richtige Gestaltung die Logik Aufschluss gibt.

Zu dieser übersichtlichen und festen Ordnung des unermesslichen Reichtums der inneren und äusseren Erfahrung gelangt der Verstand auf folgende Weise. Er fasst das Ähnliche,

Gleiche und Gemeinsame zusammen, sondert das Beharrliche von der flüchtigen, wechselnden Erscheinung, stellt das Ganze seinen Teilen und Merkmalen, das Wesen seinen Erscheinungsformen nach den Gesetzen der Identität und des Widerspruchs gegenüber; ferner verbindet er die Erscheinungen nach einheitlicher Zeitfolge und ursachlichem Zusammenhang, erklärt demnach die Gegenwart aus der Vergangenheit; ausserdem knüpft er die Zukunft an die Gegenwart, indem er in den gegenwärtigen Erscheinungen die Mittel für gewisse Zwecke der Zukunft erblickt.

Hierdurch wird es möglich, die chaotische Masse und die Vielheit des Vorstellungsinhalts zu deutlich bestimmten und innerlich zusammenhängenden Gedanken zu gestalten, die zwar genau von einander geschieden sind, aber dennoch keinen Widerspruch enthalten und den nach den Kategorien der Wesenheit, der Ursache und Wirkung, des Mittels und Zweckes etc. wohlgefügten Inhalt unseres Bewusstseins bilden.

## Verschiedene Grade der Verstandeskraft.

§ 63.

Das Vermögen zu denken, d. h. Vorstellungen nach immanenten logischen Gesetzen und Normen zu verknüpfen, zu scheiden und zu gliedern und in die Gedankenformen der Begriffe, Urteile und Schlüsse zu fassen, ist bei den Einzelnen nicht in gleichem Grade vorhanden. Das Erfassen, Scheiden und Verbinden der Vorstellungen vollzieht sich bei dem einen sicherer, vollständiger und schärfer als bei dem anderen. Deshalb spricht man von verschiedenen Eigenschaften des Verstandes, von Beobachtungsgabe, Scharfsinn, Kombinationsgabe, Erfindungsgabe, Tiefsinn, Witz. Beobachtungsgabe ist die Fähigkeit ein Objekt mit Aufmerksamkeit zu erfassen, seine inneren und äusseren Unterschiede nach Quantität und Qualität, alle seine Beziehungen nach Wesen und Erscheinung, Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck wahrzunehmen. Der Scharfsinnige vermag scharf und streng zu unterscheiden, trotz aller Ähnlichkeit die verschiedenen Qualitäten und innersten Beziehungen ausfindig zu machen. Unter Kombinationsgabe versteht man das Vermögen, aus dem Reichtum der Vorstellungen rasch und leicht das Ähnliche und Zusammen-

gehörige herauszufinden. Mittels einer glücklichen **Erfindungsgabe** gelingt es, die zweckdienlichsten Mittel zu ersinnen und zu beschaffen. Diese Seite der Verstandesthätigkeit spielt schon in das Gebiet der Phantasie hinüber. Der **Tiefsinnige** versteht es von den Erscheinungen in das Wesen der Dinge, von der Wirkung nicht nur in die nächsten, sondern in die entfernteren und letzten Ursachen denkend vorzudringen. Die Thätigkeit des Verstandes wirkt aber nicht bloss unterscheidend (analysierend) sondern auch verknüpfend (synthesierend). Wem nun das Vermögen zu Gebote steht, leicht und rach die verschiedenartigsten Vorstellungen und Gedankenreihen zu verbinden, die fernsten Beziehungen und einigenden Merkmale zwischen heterogenen Dingen ausfindig zu machen, der heisst **witzig**. **Witz** und **Scharfsinn** sind also entgegengesetzte Pole. Der letztere ist analytischer Natur, vermehrt die Zahl der verschiedenen Merkmale eines Dinges in unserem Bewusstsein und schützt vor Konfusion und Verwirrung, jener einigt das Verschiedenartige und Zerstreute und bewahrt vor Zusammenhangslosigkeit, vor logischen Sprüngen und unsystematischem Verfahren. Hat der Witz zur Basis den guten Willen zu belehren und zu bessern, oder die schlimme Absicht, zu schaden und den anderen dem Gelächter preiszugeben, so kann er zur berechtigten **Satire** (Horaz) und **Ironie** (Sokrates), aber auch zur boshaften **Persiflage** und zum **Sarkasmus** werden. Eine besondere Art des Witzes ist der sogenannte **Galgenhumor**, der mit lachendem Munde dem verzweifelten Schicksal beweisen will, dass es seine Fassung und Seelenruhe zu vernichten nicht im Stande ist.

## Der Verstand als regulative und moderative Kraft nicht bloss der Erfahrungserkenntnis, sondern auch der Vernunfterkenntnis.

§ 64.

Der Verstand ist das formierende und ordnende Prinzip nicht bloss für die eine Quelle der menschlichen Erkenntnisse, nämlich für das Gebiet der sinnlichen Erfahrung, wie sie in den Empfindungen, Gefühlen und Vorstellungen vorliegt, sondern auch für die **geistige** Erfahrung, d. h. für das Gebiet der Vernunfterkenntnis. Seine unterscheidende und verbindende

Kraft bethätigt sich im ganzen Verlauf des menschlichen Erkenntnisprozesses. Denn von den Empfindungen an bis zur Erfassung der höchsten Vernunftideen machen sich, wenn auch in verschiedenem Grade, Unterscheiden und Zusammenfassen, Analyse und Synthese geltend. Der Verstand bringt also nicht bloss Ordnung in die Gesamtheit der sinnlichen Erfahrung, verwandelt nicht nur Empfindungen und Vorstellungen in kühle Gedanken, sondern steht auch sichtend und kritisierend dem Vernunfterkennen des menschlichen Geistes und der vernünftigen Willensthätigkeit zur Seite. Er tritt dem Inhalt unserer Neigungen und Begehrungen gegenüber, vergegenwärtigt uns nach den stillwirkenden Denkgesetzen das Zweckwidrige oder Zweckentsprechende unseres Vorhabens, bewahrt die sprudelnde Phantasie vor zügellosem Umherirren, die Wirksamkeit der treibenden Ideen vor regelloser und unbedachter Schwärmerei. Auf diese Weise bildet er einen schützenden Damm gegenüber aller sich überstürzenden Einseitigkeit der menschlichen Individualität. Er gestattet dem Einzelnen zwar, sein eigenes Ich nach allen seinen Anlagen geltend zu machen, hält ihm aber stets die Schranken vor Augen, mit der die allgemeine sittliche und moralische Weltordnung den Wirkungskreis jedes Wesens umzieht. Insofern ist er der geborene Zuchtmeister für die Lebensthätigkeit des Einzelnen und für die Kulturentwicklung der gesamten Menschheit. Er zwingt die Menschheit, jedem Einzelnen seinen gebührenden Platz im Dasein zu gestatten und nötigt sie, die Berechtigung eines jeden als eines Gliedes, das vom Ganzen erhalten wird und seinerseits das Ganze miterhält, anzuerkennen.

Wegen dieser seiner formalen Bedeutung für das gesamte Seelenleben des Menschen bedarf er der sorgfältigsten Pflege. Er darf vor allen nicht einseitig auf Kosten des Gemüts und des sittlichen Wollens gebildet werden. Denn eine blosse scharfsinnige Verstandesthätigkeit führt zur spitzfindigen Haarspalterei und Klügelei, und bei mangelhafter Veredlung des Herzens leicht zur Arglist und Verschmitztheit. Das verstandesmässige Denken hat seine Aufgabe mit Erfolg gelöst, wenn es als regulative Macht zwischen den verschiedenen treibenden Geisteskräften eine harmonische Ordnung hergestellt hat, wenn

es der Vernunft und Phantasie nicht gestattet, ohne Ziel und Mass in das Weite zu streifen, anderseits sich nicht mit leerer und inhaltloser Wortklauberei begnügt oder gar in starrer und gemütloser Weise bloss analytisch zerstört, ohne synthetisch aufzubauen.

## Die Vernunft.

§ 65.

Die menschliche Erkenntniskraft vermag nicht bloss den durch die Sinne übermittelten Erfahrungsinhalt zu schlichten, nach immanenten Gesetzen zu ordnen und zu verbinden, sondern sucht in der Richtung nach dem Übersinnlichen, Unbedingten und Unendlichen die letzte Ursache alles Seins und Bewusstseins, aller künstlerischen und historischen Entwicklung zu erfassen. Es beruht diese Thätigkeit, welche das Erkennen abschliesst, auf einer in der Seele ruhenden Überzeugung, auf dem ursprünglich im Bewusstsein liegenden Antrieb, die reale Beziehung zwischen dem endlichen Menschengeist und seinem unendlichen Urgrund in seinem Denken zu erfassen, und zum klaren Bewusstsein zu erheben, in seinem Wollen und künstlerischen Schaffen zum Ausdruck zu bringen. Dieser innige und unverbrüchliche Lebensrapport des endlichen Geistes mit dem absoluten Urgeiste liegt aber nicht als klare, deutliche und scharf bestimmte Erkenntnis vor, sondern gibt sich zunächst in einem Gefühle kund. Die Thätigkeit des Geistes, an der Hand dieses Urgefühls und dieser Urneigung, seine Beziehung zu dem unbedingten Geiste zu erfassen, heisst Vernünftigkeit und das entsprechende Geistesvermögen Vernunft. Kraft derselben „vernehmen“ (Jakobi) wir gewissermassen das Göttliche und Ewige in uns. Als geistiges Urgefühl ist die Vernunft kein thatsächliches Denken, sondern nur das Princip, unter dessen Herrschaft sich das vernünftige Denken vollzieht, noch ist sie das konkrete sittliche Wollen, sondern nur das regulative Princip des Handelns, ebensowenig kann sie das künstlerische Schaffen an sich genannt werden, sondern sie ist nur der leitende Grundzug bei der Gestaltung ästhetischer Gebilde.

Im Gegensatz zu den Denkgesetzen führen die Vernunftregulative oder Vernunftgesetze den Namen Ideen. Der Ver-

stand sucht den Erfahrungsinhalt gesetzmässig zu begreifen, die Vernunft sucht die leitenden Principien dieser Gesetze, die Grundsätze des logischen Denkens, des ästhetischen Gestaltens und sittlichen Handelns zu erfassen und ihre Notwendigkeit aus sich selbst darzuthun. Erst wenn die Vernunft als Vermögen der Ideen die letzten übersinnlichen Gründe alles Daseins und Bewusstseins erfasst, den letzten über Zeit und Raum erhabenen, unendlichen und absoluten Urgrund aller kosmischen Existenz zum Bewusstsein gebracht hat, fühlt sich der Erkenntnisdrang beruhigt.

Ebenso findet sich der menschliche Geist in seinem Handeln befriedigt, wenn er sich mit Ausschluss der blossen egoistischen Strebungen im Einklang weiss mit der sittlichen Weltharmonie, im Einklang mit den Forderungen, welche der Urgrund und Urgeist an den bedingten und endlichen Geist stellt; auch der künstlerische Schaffungstrieb schaut mit beseligendem Wohlgefallen auf seine Produkte erst dann, wenn sie nach den Beziehungen zur Allheit, zum Urgrund alles Schaffens gestaltet und nicht durch willkürliche und beliebige Verbindung von sinnlichen Formen zu Stande gekommen sind.

## Die Ideen als Vernunftanlage und als Grund der fortschreitenden Vervollkommnung.

§ 66.

Die Ideen sind, wie die Erfahrung lehrt, keine im Bewusstsein liegenden, ausgeprägten und fertigen Vorstellungen; es gibt keine angeborenen Ideen. Denn wäre dem so, so müssten alle Menschen ohne Ausnahme dieses ihres Besitzes an Ideen sich bewusst sein, während von Tausenden kaum Einer eine Ahnung von einer Idee hat, ausserdem gelangt selbst der gewiegte Denker erst nach langjähriger und andauernder Anstrengung zu einem einigermassen richtigen Einblick in die Welt der Ideen. Es dauerte lange bis Plato dazu kam, die Ideen als Principien an die Spitze seiner philosophischen Anschauung zu stellen. Demnach können die Ideen nur potentielle Möglichkeiten, vorerst ruhende treibende Kräfte, nur Anlagen der Vernunft zur Vervollkommnung des einzelnen Menschen, wie des gesamten Geschlechtes sein.

Erst in fortschreitender Entwicklung gelangen diese anfangs dunklen Vorstellungen zu klarerem Bewusstsein. Was nach ihnen gedacht, gethan und geformt wird, nimmt an Vollkommenheit stetig zu, d. h. es wird nach Inhalt und Form immer mehr das werden, was es sein kann und sein soll. Denn vollkommen ist, was nach immanenten Gesetzen und Zwecken die Fülle seines Inhalts zum formell vollendeten Ausdruck gebracht hat. Was die Entwicklung des Inhalts der Ideen betrifft, so werden dieselben wohl von der äusseren Erfahrung angeregt, aber sie werden nicht aus der Erfahrung allein, wie die Begriffe abstrahiert. Sie werden auf diese Weise für alle seelischen Thathandlungen immer deutlichere Ur- und Musterbilder, die ursprünglich als Keime und Triebe in die Menschenseele gelegt sind. Je klarer die Ideen zum Bewusstsein gelangen, desto vollendeter werden sich die Ideale gestalten, desto reiner wird der durch sie angeregte Vernunftaffekt, die Begeisterung, sein.

Anmerkung. Der Unterschied zwischen einer Idee und einem Verstandesbegriff lässt sich auf folgende Weise veranschaulichen. Durch das Zusammenfassen der wesentlichen Merkmale der verschiedenen Religionsgemeinschaften, wie sie in dem historischen Weltlauf sich gebildet und umgebildet haben, gelangen wir zu einem Begriff von den geschichtlichen Religionen, aber nie zur Idee des religiösen Lebens überhaupt. Diese kann bloss die Vernunft mit Hilfe der Phantasie entwickeln, indem sie die verschiedenen Religionen nach ihrem höchsten Zweck und ihrer vollendeten Form erfasst. Aber das Regulativ hiefür trägt sie nur in ihrem eigensten Wesen und in dem dunklen Trieb nach Vervollkommnung alles dessen, was sie schafft.

## Die Begeisterung und die Ideale.

### § 67.

In den Ideen, welche die Voraussetzungen des vernünftigen Denkens, Fühlens, Wollens und Gestaltens sind, gibt sich, wie bereits gesagt, die unverbrüchliche Beziehung des menschlichen Geistes zum göttlichen Urgeiste kund. Das gehobene Gefühl, von welchem das Herz des Menschen bei dem andächtigen Versenken in diese innige Lebensgemeinschaft ergriffen wird und das ihn zur Erkenntnis der ewigen Wahrheiten, zum künstlerischen Schaffen und zu jener Zuversicht der Gesinnung führt, die mit

heroischer Weltüberwindung die Idee des Guten und Gerechten zur Darstellung bringt, nennt man Begeisterung.

Hat die Vernunft mit Hülfe der Phantasie die Idee nicht bloss zum Bewusstsein gebracht, sondern ihr auch eine sinnlich wahrnehmbare Gestaltung gegeben, so hat sie ein Ideal gebildet. Da aber trotz der innigen Beziehung zum Unendlichen der menschliche Geist an die Endlichkeit gebunden ist, so können seine Schöpfungen niemals die Idee in ihrer vollen Reinheit zur Darstellung bringen. Demnach kann kein Ideal seiner Idee vollkommen entsprechen, sondern in jedem wird die Idee nur teilweise verwirklicht sein. Darum ist das Kulturleben der Menschheit einer steten Vervollkommnung bedürftig und fähig, aber dasselbe wird auch in jeder seiner verschiedenen Phasen bald mehr, bald weniger getrübt, wenigstens teilweise eine Idee realisieren. Jede Religion wird die Idee der Gottheit und des religiösen Lebens teilweise, jede Wissenschaft die Idee der Wahrheit teilweise, jede Tugend, alle positiven Rechtsinstitute, jedes Staatsleben die Idee des Guten nur teilweise, jede Kunsterscheinung die Idee der Schönheit nur teilweise verwirklichen. Das ist eben die höchste Bestimmung der Vernunft, den Einzelnen und die Gesamtheit einer immer grösseren Vollendung und Vervollkommnung entgegen zu führen.

Erst wenn das Leben diese Aufgabe gelöst hat, wenn es unter freier Hingabe an den Urgrund der Ideen sich über die Schranken seines individuellen Daseins erhoben und unter steter Veredlung seines inneren Lebens seine möglichste Vollkommenheit in dem ununterbrochenen und innigen Wechselverkehr mit dem unendlichen Gott gefunden hat, fühlt es sich befriedigt und hat seinen höchsten idealen Zweck erreicht, der ihm allein wahren Wert zu verleihen im Stande ist.

## Talent und Genie.

§ 68.

Bezüglich der verschiedenen Richtungen und Thätigkeiten des Denkens als der Thätigkeit der Seele, selbständig nach immanenten Gesetzen die mittels der Sinneswahrnehmungen erhaltene Mannigfaltigkeit der Vorstellungen zu logischen Gedankenformen, Begriffen, Urteilen und Schlüssen umzubilden,

gibt es, wie schon erwähnt, verschiedene Grade der Intensität. Auch die Vernunftanlage als das Vermögen der Perzeption der Ideen ist nicht bei allen Menschen die gleiche. Abgesehen davon, dass sich die Gabe der idealisierenden Vernunft überhaupt in dem Leben und Wirken der Einzelnen in den verschiedensten Abstufungen thätig zeigt, so tritt erfahrungsgemäss in gewissen hochbeglückten Geistern ihre wirkende Kraft gewöhnlich nur in einer bestimmten Richtung, auf einem bestimmten Gebiete mit besonderer Eminenz hervor. Höchst selten sind jene sogenannten Universalgenies, die sogenannten Säkularmenschen, die in allen Gebieten der vernünftigen Thätigkeit Originelles schaffen.

Diejenigen Naturen nun, in denen sich die Denkkraft überhaupt bis zu einer hochgradigen Vollendung ausgebildet zeigt, nennt man im allgemeinen Talente. Dagegen belegt man jene mit einem ausgezeichneten Grad der Vernunftkraft ausgestatteten Männer, die in der unendlichen Fülle der Ideen Neues und Eigenartiges zu schaffen vermögen, mit dem Ehrennamen der Genies. Das Gegebene in seiner Vielheit zu sammeln, zu erfassen und verstandesgemäss zu ordnen, ist demnach vorzugsweise Sache des Talentes, aber mit Originalität auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, des politischen, religiösen und sozialen Lebens eigenartige Richtungen einzuschlagen und neue Erscheinungen ins Dasein zu rufen, gelingt nur dem Genie.

## Das Gedächtnis.

### § 69.

Der Verstand kann nur thätig sein, wenn ihm eine gewisse Vielheit von Empfindungen und Wahrnehmungen zu Gebote steht. Aber nur in successiver Aufeinaderfolge ist es uns möglich, dieses Material zu beschaffen, denn wir können eigentlich nie mehr als eine Empfindung haben und eine Wahrnehmung machen. Soll demnach der Verstand sich bethätigen können, so muss die Seele die Fähigkeit haben, die gehabten Sinnesempfindungen etc. festzuhalten und in einer gewissermassen idealen Existenz fortdauern zu lassen, d. h. sie muss mit der Kraft des Gedächtnisses ausgestattet sein.

Ebenso muss ihr auch das Vermögen eignen, die aus dem Bewusstsein entschwundenen Vorstellungen zurückzurufen, d. h. sie muss der Erinnerung fähig sein. Aber auch bei dieser Frage müssen wir auf eine vollgültige Erklärung des inneren Vorganges, nach welchem sich das Wie des Behaltens und Zurückrufens der Sinnesempfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen vollzieht, verzichten, da wir von der Wirkung keiner Kraft an sich, sondern nur von dem, was sie gewirkt hat, von dem vorhandenen Effekt etwas erfahren können. Wir müssen also die Erinnerung und das Gedächtnis als Thatsachen und faktische Wirkungen der Seele hinnehmen. Es muss uns genügen zu erklären, dass die Seele nicht bloss die Kraft hat, die Vielheit dessen, was uns die Sinne, das Leben, die Wissenschaft und Kunst darbieten, zu erfassen, sondern auch im Bewusstsein zu erhalten.

Was das Gedächtnis aufbewahrt, ist aber nicht ein photographischer Abklatsch, ein blosser Nachhall des Empfindungsinhaltes, sondern erleidet nach der Individualität des Einzelnen in quantitativer und qualitativer Beziehung bedeutende Veränderungen. Jeder wird in dem Gedächtnis nur das festhalten, was seine Aufmerksamkeit erregt, seinem Interesse entspricht und mit seinen Neigungen und Trieben im Einklang steht. Nach der Eigenart seiner Geistesrichtung wird jeder an den Dingen etwas anderes mit Aufmerksamkeit betrachten, der eine wird mehr als der andere und dies in einem ganz anderen Lichte sehen. Dem Naturforscher wird ein ihm verständliches Naturobjekt, dem Kenner ein Gemälde ganz anders erscheinen, als dem profanen Blick des Laien. Aus diesen Thatsachen erhellt, dass sowohl das Perzipieren als auch das Behalten der Perzeptionen vor allem das Werk der Seele ist. Es erklärt sich aber auch hieraus die spezifische Färbung des Wahrnehmungs- und Gedankenreichtums des Einzelnen und zugleich der Vorgang des Vergessens. Da wir nämlich nicht allen Wahrnehmungen die gleiche Aufmerksamkeit schenken, sondern bloss den interessanten und nur diese an einander reihen, so werden diejenigen, an denen wir gleichgültig vorübergehen, immer mehr zurücktreten, und indem sie von dem Vorstellungskreis immer mehr abgelöst werden, sich verdunkeln und mit-

unter gar nicht mehr in das Bewusstsein eintreten, d. h. wir werden sie vergessen. Allein ein absolutes Vergessen gibt es nicht. Da nämlich die Vorstellungen den Lebensinhalt der Seele ausmachen, so können dieselben ihr niemals vollständig verloren gehen, sondern sie bleiben im geringsten Fall als latenter Besitz in der Bewusstseinssphäre zurück. Dies bezeugen die Thatsachen, dass uns plötzlich etwas einfällt, woran wir gar nicht dachten und dass Greise, die kaum die Vorgänge der jüngsten Vergangenheit behalten können, sich mit voller Klarheit ihres Jugendlebens erinnern.

### Verschiedene Grade der Gedächtniskraft.

§ 70.

Auch die Kraft des Gedächtnisses ist bei den einzelnen in verschiedenen Graden vorhanden. Die Grösse seiner intensiven und expansiven Stärke ist bedingt teils durch die jeweilige Beschaffenheit des Nervensystems und des leiblichen Organismus überhaupt, teils durch den geistigen Habitus des Einzelnen, seine Anlagen, Neigungen, seine Lebensinteressen. Auch die methodische Übung und das anhaltende Memorieren tragen viel zur Stärkung des Gedächtnisses bei. Was nun die Qualität desselben betrifft, so unterscheidet man im allgemeinen ein gutes und schlechtes Gedächtnis. Das erstere heisst leicht, wenn es rasch das Gegebene perzipiert, stark, wenn es das Perzipierte auf lange Zeit hin behält; treu, wenn es den gesamten Inhalt des Wahrgenommenen in der ursprünglichen Aufeinanderfolge bewahrt. Bezüglich des Umfangs spricht man von einem umfassenden Gedächtnis, wenn dasselbe eine bedeutende Vielheit der mannigfachsten Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gedankenreihen aufzubewahren im Stande ist. Im Gegensatz zu dem guten steht das schlechte Gedächtnis, das sich langsam und schwerfällig, schwach, trügerisch und beschränkt zeigt. Nach der Verschiedenheit der Objekte spricht man von einem Wort- und Sachgedächtnis, von einem Zahlen-, Orts-, Ton-, Geberdengedächtnis etc.

### Das Memorieren.

§ 71.

Mit der Frage des Gedächtnisses als der Kraft der Seele, reale, in die Form des Bewusstseins umgewandelte Vorgänge

zu behalten, steht in enger Verbindung das sogenannte **Memorieren**, d. h. die freibewusste Aneignung bereits fertiger eigener oder fremder Vorstellungen und Gedankenreihen. Bei diesen Akten vollzieht der Geist bewusst und mit freier Überlegung, was er bei der ersten Bildung und Aneignung von Vorstellungen unbewusst gethan hat. Sowohl hier als dort reiht er dieselben entweder nach Raum und Zeit oder nach einem inneren logischen Grund aneinander.

Demnach gibt es eine dreifache Art des Memorierens:

a) nach dem Verhältnis des äusseren Verknüpfens oder nach der Gleichzeitigkeit und zeitlichen Succession;

b) nach dem Verhältnis des Ähnlichen und Kontrastierenden;

c) nach dem Verhältnis der eigentlich denkenden Verknüpfung. Man spricht deshalb von einem mechanischen, ingeniösen und judiziösen Gedächtnis.

## Das mechanische Memorieren.

§ 72.

Wer mechanisch dem Gedächtnisse etwas einprägt, verbindet die Vorstellungen und ihre sprachlichen Zeichen äusserlich in zeitlicher Aufeinanderfolge ohne Rücksicht auf eine innere Beziehung der gelernten Laute aufeinander, wenn ihm auch bisweilen die Täuschung mit unterläuft, als habe er mit der blossen äusserlichen Aufeinanderfolge das Eingeprägte nach seinem logischen Zusammenhang erfasst. Es ist dies die äusserlichste, unzuverlässigste und der Vergessenheit am meisten ausgesetzte Gedächtnisübung. Auf diese Weise werden oft Zahlen, Vokabeln, rubrikartige Schemen, Notizen etc. eingeprägt.

Etwas höher steht das Verfahren, zusammenhanglose Aggregate durch die Einheit des Tonfalles (Rythmus) oder durch die Ähnlichkeit des Klanges zu verknüpfen und die fehlende innere Verbindung durch eine äusserlich angefügte Harmonie zu ersetzen. Hierher gehören die *versus memoriales,* die in Reime gebrachten Vokabeln und Regeln etc. Dasselbe Streben, das weit Auseinanderliegende in einen Zusammenhang zu bringen, zeigt sich auch in dem Verfahren, zeitliche Successionen

in übersichtliche Raumschemen zusammen zu rücken, wenn z. B. die Geschlechter und Verwandtschaften als Blätter und Zweige eines Baumes fixiert werden, ferner bei chronologischen Tabellen und Regententafeln.

## Das ingeniöse Memorieren.

§ 73.

Diese Art des Memorierens unterscheidet sich von der vorigen dadurch, das sie in ihrem Streben, das Getrennte und Ungleichartige zu verbinden, die zu behaltenden Vorstellungen an sinnliche Bilder knüpft, wie diese sich aus den Nebenumständen zusammensetzen lassen, die bei der ersten Bildung der Vorstellungen mitwirkend oder zufällig vorhanden waren. So stützte sich die Mnemotechnik des Simonides auf die Vergegenwärtigung der örtlichen und räumlichen Verhältnisse gewisser Vorgänge.

Es lassen sich aber auch Bilder von eigener ingeniöser Erfindung als vermittelnde Elemente zwischen verschiedene Vorstellungen einschieben. So kann man z. B. Buchstaben und Wörtern bestimmte und bleibende Zahlenbedeutungen geben, daraus Worte und Sätze bilden, dieselben sich einprägen, so dass bei der Wiederholung derselben sich zugleich die bestimmte Zahl im Bewusstsein einstellt. Allein abgesehen davon, dass einem solchen Verfahren viele Phantasterei und Spielerei zu Grunde liegt, hat es wegen der Kompliziertheit des Apparates wenig Wert, da es schon ein geübtes und treues Gedächtnis voraussetzt.

## Das judiziöse oder verständige Memorieren.

§ 74.

Das verständige Memorieren ist nicht etwas von den genannten Einprägungsweisen wesentlich Verschiedenes, da der Verstand in seinen beiden Hauptthätigkeiten des Unterscheidens und Zusammenordnens im ganzen Verlauf des Erkenntnisprozesses, von der Perzeption der Empfindungen an bis zur bewussten Erfassung der höchsten Ideen sich thätig zeigt. Insofern liegt auch jeder Art des Memorierens ein Denkakt, eine Verstandesoperation zu Grund. Sowohl bei der mechanischen als bei der ingeniösen Art, einen grösseren Vorstellungskreis im

Bewusstsein zu erfassen und festzuhalten, macht sich der Trieb geltend, das Verschiedene zu unterscheiden und das Zusammengehörige zu einem Ganzen zu vereinigen. Das verständige Memorieren unterscheidet sich von den niederen Arten nur durch die qualitative Verschiedenheit des einigenden Bandes und durch die Methode des Scheidens und Verbindens. Die Vorstellungen und Gedankenreihen werden hier nicht äusserlich in zeitlicher Aufeinanderfolge aneinandergereiht, oder zu einem Raumschema und anschaulichen Bild zusammengefügt, auch nicht nach dem Verhältnis des Ähnlichen und Kontrastierenden ohne Beziehung auf den inneren, wesentlichen Zusammenhang verknüpft, sondern der Verstand sucht vor allem das Währende und Bleibende gegenüber dem Wechselnden und Vergänglichen aus den Vorstellungen herauszuschneiden, es nach logischen Gesetzen zu durchdringen und zu durchdenken und das auf solche Weise Durchgearbeitete im Bewusstsein festzuhalten. Hierdurch werden die einzelnen Vorstellungen Teile und Glieder eines organischen Ganzen, aus dem nichts Bedeutendes ohne Zerstörung desselben herausfallen kann. Wer auf diese Weise das Gedächtnis übt, d. h. verständig memoriert, wird nicht ein äusserlich zusammengepfropftes Konglomerat, sondern wohlgeordnete Komplexe von Gedanken in seinem Kopfe mit sich tragen.

Auf einer solchen Verstandesarbeit, durch welche die entlegensten Dinge zu einem Gedankenkosmos vereinigt werden, beruht jede Einteilung, insbesondere die Einteilung der Wissenschaften, die einen grossen aber innerlich gleichartigen Stoff zu bewältigen und zu ordnen haben. Ebenso ist eine solche verstandesmässige Manipulation des Gedächtnisses die Grundbedingung jedes vernünftigen Exzerpierens. Denn Exzerpieren heisst, die Kern- und Grundgedanken eines Autors herausschälen und sie zu einem durchdachten und systematischen Ganzen zusammenfügen.

Nur was auf solche Weise exzerpiert und memoriert wurde, wird als ein bleibender geistiger Besitz, den Aristoteles *ἐμπειρία* (Erfahrung) nennt, im Bewusstsein haften. Demnach muss das zu Memorierende vorher verstanden werden *(sapere aude)*; und wenn Drobisch meint, der bekannte Spruch: *Tantum scimus,*

*quantum memoria tenemus,* sei umzukehren und man müsse sagen: *Tantum memoria tenemus, quantum scimus,* so müssen wir ihm Recht geben. Da aber der gemeinsame Grund alles Wissens und Behaltens das Denken und Begreifen ist, so können wir begründend beifügen: *Tantum memoria tenemus, quantum intelleximus et ita scimus.*

## Die Wiedererinnerung.

§ 75.

In dem menschlichen Geiste bleiben nicht alle Vorstellungen mit gleicher Stärke und Lebhaftigkeit andauernd vorhanden, sondern sie treten bei abnehmendem Interesse immer mehr zurück und entschwinden zuletzt vollständig aus dem Bewusstsein, d. h. sie werden vergessen. Nun besitzt aber die Seele das Vermögen, bereits entschwundene Vorstellungsreihen wieder zurückzurufen, sie wieder zum Inhalt des Bewusstseins zu machen und sich der Identität der wiedergeweckten mit den erstmalig gebildeten bewusst zu bleiben; sie kann sich des Vergessenen wieder erinnern. Diese Reproduktion kann sich willkürlich oder mit bewusster Absicht vollziehen. Tauchen vergangene Vorstellungen infolge ihrer Verwandtschaft oder ihres Gegensatzes, angeregt durch körperliche Reize oder durch unseren eigenen gegenwärtigen Bewusstseinsinhalt, oder auch durch Mitteilung von Aussen her, plötzlich in uns auf, so sagen wir: Es fällt uns etwas ein. Sehen wir aber absichtlich von unseren gegenwärtigen Vorstellungen und Gedanken ab und wenden wir uns den vergangenen zu, um eine oder mehrere derselben am Faden bekannter Vorstellungen in ihrer Bestimmtheit aufzusuchen und sie in das Gedächtnis zurückzurufen, so heisst man einen solchen Akt: Sich-besinnen.

Anmerkung 1. Erfahrungsgemäss erwecken körperliche Reize, wie Hunger, Durst, ferner Schmerz- und Lustgefühle, Begierden, Triebe und Leidenschaften ohne unser Zuthun und ohne unseren Willen Vorstellungen von Gegenständen, die zu ihrer Befriedigung dienen.

Anmerkung 2. Das Erinnern wird um so leichter sein, je grösser die Aufmerksamkeit und das Interesse bei der ersten Aneignung und Verbindung der Vorstellungen waren, ferner je bewusster und bestimmter der Zusammenhang war, in welchen die verschiedenen Vorstellungen gebracht wurden und je schärfer sich dieselben trotz aller Zusammengehörigkeit unterschieden.

## Ideenassociation.

§ 76.

Sind gewisse Vorstellungen in der nämlichen Reihenfolge durch öftere Wiederholung dem Gedächtnisse tief eingeprägt worden, oder sind solche mit einer gewissen Stärke auch nur einmal in das Bewusstsein eingetreten, so kommt es vor, dass dieselben sich infolge ihres früheren Zusammenseins gemeinsam erneuern und gegenseitig hervorrufen, wenn eine von ihnen unwillkürlich oder absichtlich reproduziert wird. Dieses psychologische Phänomen nennt man Ideenassociation. Eine derartige Reproduktion ist aber nur dann möglich, wenn eine Verwandtschaft zwischen den Vorstellungen besteht. Nur wenn dieselbe aus irgend einem Grund zu einer Einheit zusammengeschlossen waren, werden sie später bei der Vergegenwärtigung einer einzelnen sich gegenseitig erwecken. Diese Verwandtschaft kann sein:

a) eine äussere, ein räumliches oder zeitliches Neben- und Nacheinander. Dass eine Vorstellung andere, mit ihr räumlich oder zeitlich früher verbundene zu erwecken vermag, erklärt sich auf folgende Weise: Um eine Begebenheit wahrzunehmen, dieselbe vorzustellen und zu einem Gegenstand des Bewusstseins zu machen, musste die Seele die verschiedenen Momente ihres Verlaufs, die räumlichen Verhältnisse, ebenso die Umstände und Ereignisse, die ihm folgten und vorangingen, unterscheiden. Nur dadurch erhielt der Vorgang eine räumliche und zeitliche Bestimmtheit. Diese Bestimmtheit wird mit ihm verknüpft, wie seine quantitativen und qualitativen Prädikate, wie der Teil mit dem Ganzen, die Form mit ihrem Inhalt. Es ist nun natürlich, wenn mit der Erinnerung an das Ereignis seine räumlichen und zeitlichen Bestimmtheiten uns wieder zum Bewusstsein kommen.

b) Auch innerlich können Vorstellungen verwandt sein. Grund zu einer solchen inneren Verwandtschaft ist z. B. ihre Ähnlichkeit und Gleichheit; so erinnert eine Melodie an eine andere verwandte, ein Witzwort an ein ähnliches; ferner kann sich die innere Verwandt-

schaft stützen auf das Verhältnis der Form zum Inhalt, des Teils zum Ganzen, der Erscheinung zum Wesen, des Bedingten zur Bedingung, der Wirkung zur Ursache, des Mittels zum Zweck etc.

c) Auch kontrastierende Vorstellungen können einander hervorrufen. Ist nämlich die reale Gegensätzlichkeit scharf markiert, so wird auch die formale Unterscheidung um so leichter sein und die perzipierten Unterschiede werden desto fester im Gedächtnis haften. So erinnern grossartige Verhältnisse an kleine und ärmliche, das Tragische an das Komische, das Ausserordentliche an das Gewöhnliche, das Erhabene an das Gemeine, das Poetische an das Prosaische.

## Einbildungskraft oder Phantasie.

§ 77.

Es wurde bereits angedeutet, dass bei einem Akt der Wiedererinnerung die alten Vorstellungsreihen nicht mit allen Haupt- und Nebenumständen wieder in das Bewusstsein eintreten, sondern nur diejenigen, denen wir, weil sie unser Interesse festhielten, Aufmerksamkeit schenkten. Es macht sich also schon bei der Erinnerung eine mitwirkende Kraft der Umbildung zu neuen Kombinationen geltend. Die Fähigkeit, auf gegebene Anregung durch Sinnesempfindungen, Stimmungen, Gefühle, Affekte, Triebe und Strebungen hin oder auch willkürlich aus den vorhandenen Vorstellungen neue, nach Form und Inhalt veränderte durch eigenartige Verbindung, Scheidung und Anordnung zu bilden, die von den gegebenen objektiven nach Inhalt und Form mehr oder weniger abweichen, heisst man Einbildungskraft oder Phantasie. In ihrer niederen Sphäre steht sie mit dem Gedächtnis in inniger Verbindung und äussert sich in der Umbildung der ein Ereignis begleitenden Nebenumstände, sowie in dem unwillkürlichen Traumleben der Seele. Dagegen gehört das gesamte freibewusste, ästhetische Schaffen, das ganze Gebiet der Kunst, einem höheren Wirkungskreis dieser Seelenkraft an.

Als Beleg für die enge Verbindung von Gedächtnis und Phantasie lässt sich die Thatsache anführen, dass Leute, welche

nicht im Stande sind, über den Zustand ihres Bewusstseins mit Besonnenheit und Ruhe zu reflektieren, wie Kinder, Frauen, leidenschaftlich Aufgeregte etc. ein Streben kund geben, die Lücken in den reproduzierten Vorstellungen durch neu hinzugedichtete auszufüllen. Derartige Naturen erzählen einen Vorfall wohl zehnmal und jedesmal mit anderen Nebenumständen. Mitunter steigert sich das unwillkürliche Einschleichen solcher selbstgemachter Vorstellungen und unfreiwilliger Unwahrheiten derart, dass sie von den Betreffenden selbst geglaubt werden. Diese sichtbarsten und der gewöhnlichen Erfahrung geläufigsten Formen der Thätigkeit der Phantasie, wiederkehrende Vorstellungen anders zu verknüpfen und umzubilden, finden sich in höherem oder niederem Grade bei allen normalen Menschen. Allein sie sind nicht die einzigen. Denn die Phantasie beschränkt sich nicht bloss darauf, mit dem Gedächtnis zusammen zu wirken und dasjenige, was von der Seele angeeignet und aufbewahrt worden ist, zu einem neuen Vorstellungsinhalt zu gestalten, sondern sie vermag auch schöpferisch diesen Inhalt zu steigern d. h. zu idealisieren. Auf dem Gebiete der ästhetischen Kunstproduktionen zeigt sich erst die höhere Thätigkeit der Phantasie. Was hier geschaffen wird, sind nicht bloss anschauliche, der Wirklichkeit im kleinsten Detail entsprechende, in Farben, Tönen, Wörtern etc. dargestellte Raum- und Zeitbilder, sondern zugleich Symbole irgend eines in ihnen dargestellten Allgemeinen und Gemeingültigen, m. a. W. es ist der sinnliche Ausdruck einer Idee. Was die begeisterte Phantasie des Künstlers zur wahrnehmbaren Gestaltung bringt, ist so zu sagen die Darstellung des Ewigen in uns, von dem unser ganzes Wesen mit solcher Macht erfasst werden kann, dass wir, wie J. Fichte sagt, unsere Individualität ganz vergessen, und gleichsam als das willenlose Organ der Gottheit erscheinen. Vergl. § 66.

Die Macht der Begeisterung zeigt sich aber nicht bloss in dem Kunstgenie wirksam, sondern auch unser Sinn für Wahrheit, unser ethisches und religiöses Gefühl ist einer solchen bis zur Selbstvergessung gesteigerten Erhebung fähig. So stand Sokrates tagelang an einer und derselben Stelle ohne auf seine Umgebung zu achten, wenn sein Geist von der Evidenz ewiger

Wahrheiten erfasst war. Auch die religiöse Begeisterung kann die Seele mit solcher Macht in der Region des Ewigen, in der Anschauung Gottes durch die Phantasie festhalten, dass sie ihr eigenes Ich vergisst und keiner Qual achtet, wenn es gilt für die höchsten Ideen zu sterben.

Anmerkung. Sowohl der Zweck dieser Schrift als auch der Mangel an Raum lassen eine Besprechung der wichtigen und interessanten Fragen von den Principien der verschiedenen Kunstsphären, der Architektur, Skulptur, Malerei, Poesie, Musik, so wie eine eingehende Darstellung des Wesens der Idee des Schönen und dessen Wirkungen, ferner eine Darlegung des Gegensatzes von dem Naturschönen und Kunstschönen nicht zu. Alle derartigen Fragen und ihre Erledigung gehören in eine theoretische Behandluug der Ästhetik und in das Gebiet der Kunstgeschichte.

# IV. KAPITEL.

## Das Trieb- und Willensleben der Seele.

### Das Triebleben der Seele im allgemeinen.

§ 78.

Alle lebendigen Wesen, Pflanzen, Tiere und Menschen, teilen mit der gesamten Natur das Merkmal der Bedingtheit, d. h. der Abhängigkeit ihres Bestehens vom Ganzen der Natur und den in ihr waltenden Stoffen und Kräften. Die sämtlichen Bedingungen, von deren Gegebensein die Existenz eines jeden Organismus, die Entwicklung seiner eigenartigen Kräfte und Anlagen abhängt, geben sich als Bedürfnisse kund. Diesem Leiden und Beeinflusstwerden, diesem Zustand der Rezeptivität steht aber eine Spontanëität gegenüber, d. h. eine gewisse Summe von Grundkräften, mit welchen der animalische Organismus sich selbst die Bedingungen seines Lebens verschaffen kann. Derselbe ist nicht bloss ein bedingtes Wesen, sondern kann durch eigene Thätigkeit selbständig aus sich die Bedingungen seiner Existenz erfüllen. Dadurch wird die Bedingtheit der seelischen Wesen zur Selbstbedingtheit. Diese treibenden Kräfte nun, welche durch das Bedürfnis

ausgelöst werden, um das Bestehen, die Entwicklung und Fortpflanzung des animalischen Organismus zu ermöglichen, nennt man Triebe. Das Triebleben der Seele könnte demnach auch definiert werden als das Streben derseblen, alle ihre Kräfte, Vermögen und Fähigkeiten aktualiter zu äussern und hierdurch sich selbst zu erhalten. Jeder Trieb wird bei organischen Wesen durch eine Empfindung oder ein bestimmtes Gefühl ausgelöst, wodurch die unter dem Menschen stehenden Organismen, wie die Tiere und gewisse Pflanzen bestimmt werden, dem Trieb blindlings und ohne Bewusstsein zu gehorchen. Bei den Tieren wirken die Triebe als blosse Instinkte, d. h. als sinnliche Strebungen, behufs der Selbsterhaltung die notwendigsten sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Instinkt ist also das in der Eigentümlichkeit des Organismus begründete Streben, auf die von der Seele empfundenen Reize hin solche Bewegungen und Thätigkeiten unbewusst zu vollziehen, welche für die Erhaltung des Lebens und der Gattung die zweckmässigsten sind. In seinen niederen Entwicklungsstadien bis zum Erwachen des Selbstbewusstseins zeigt sich in analoger Weise das Leben des menschlichen Organismus als ein instinktives Triebleben. Aber der Mensch unterscheidet sich in seiner höheren Spontanëität von dem Tiere dadurch, dass er um seine Bedürfnisse und Triebe weiss, durch die Empfindungen und Gefühle zum Bewusstsein seiner Bedürfnisse, seiner Triebe, hiermit zur Kenntnis seiner Vermögen, Fähigkeiten, Zwecke und Lebensziele gelangt; die dunklen Triebe erheben sich in ihm zu bewussten Selbstbestimmungen.

Man scheidet die Triebe in zwei grössere Gruppen:

A. in sinnliche,

B. in geistige.

Zu den sinnlichen Trieben gehören:

a) der Selbsterhaltungstrieb überhaupt, d. h. das Streben jedes Individuums, sich in seiner Totalität und Integrität zu erhalten. Zu ihm gehören der Nahrungstrieb, Erwerbstrieb, Vertheidigungstrieb;

b) der Geselligkeitstrieb, vermöge dessen das Individuum in seinem eigenen Interesse strebt, sich mit anderen gleichartigen Wesen zu verbinden;

c) der Fortpflanzungstrieb zur Erhaltung der Gattung.

Geistige Triebe sind solche, die sich auf das selbstbewusste Erkennen, freie Wollen und künstlerische Schaffen der Seele beziehen. Zu dieser Klasse gehören:

a) der Trieb zur Bethätigung der Vermögen unserer Sinne zum Zweck der Bereicherung und Klärung unserer Vorstellungen;
b) der Nachahmungs- und Spieltrieb;
c) der Trieb, durch Arbeit sowohl die Mittel zur Existenz als auch zur Verschönerung des Lebens zu beschaffen. Wissenschaft und Kunst dienen hier äusseren Zwecken, wie der Hebung der Gewerbthätigkeit, der Industrie, der Belebung und Förderung des Handels und Verkehrs etc.;
d) der Trieb nach Reichtum, äusserem Ansehen und Ruhm;
e) der Trieb zu Erfindungen und zur Vervollkommnung alles dessen, was zum äusseren und leiblichen Leben gehört;
f) der reine Wissenstrieb nach Erkenntnis der Wahrheit um ihrer selbst willen;
g) der ästhetische Trieb zur Darstellung des Schönen;
h) der moralische Trieb zur Verwirklichung der Idee des Guten;
i) der religiöse Trieb zur Bethätigung der Beziehungen der endlichen Menschenseele zu Gott als ihrem absoluten, selbstbewussten, freien Urgrund.

## Begehrung, Neigung, Naturanlage, Gewohnheit und Hang.

§ 79.

Wenn der Trieb auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet ist, so heisst er Begierde. Diese ist positiver Art, wenn sie auf den Besitz des Erstrebten, negativer Art wenn sie auf die Beseitigung eines Gegenstandes oder einer Person, auf Abwendung eines Ereignisses geht. Dem einen Pol des Begehrens entspricht die Zuneigung dem anderen die Abneigung oder der Abscheu. Verbindet

sich mit der Begierde die Vorstellung, dass sie unter den obwaltenden Umständen wahrscheinlich werde unerfüllt bleiben, so nennen wir dies einen Wunsch. Gründet sich der Abscheu auf eine individuelle Naturanlage, so heisst er Idiosynkrasie. So sind Fälle bekannt, dass kräftige und sonst keineswegs empfindliche Naturen bei dem Anblick von gewissen Tieren z. B. Spinnen in Ohnmacht sanken. Wallenstein hatte einen unerklärlichen Abscheu vor dem Hahnenschrei.

Steigert sich das einfache Begehren und Wünschen zu einem dauernden Begehren, so nennt man dasselbe Neigung, sowie das Verabscheuen eine Abneigung. Eine Neigung ist also vorhanden, wenn das Individuum besonders disponiert ist, gewisse Begierden in sich leicht entstehen zu lassen und die mit diesen verbundenen Handlungen zu vollziehen. Alle Neigungen stammen aus einer Naturanlage und können sich zur Gewohnheit steigern.

Unter Naturanlage versteht man gewisse organische Bedingungen, welche die Ausübung irgend einer bestimmten geistigen Thätigkeit besonders begünstigen. Der Besitz derartiger Anlagen erweckt die Lust, dieselben mit Vorliebe zu bethätigen und auszubilden und sich dieser oder jener bestimmten Beschäftigung mit Wärme und Begeisterung zu widmen.

Die Gewohnheit ist eine potenzierte Neigung. Sie hat ihren Grund in dem Lustgefühl, liebgewonnene Funktionen und Akte, zumal wenn sie fördernd auf das Gesamtbefinden einwirken, zu wiederholen. Die Gewohnheit wird immer mächtiger, je fester sich gewisse Vorstellungen mit bestimmten Begehrungen und Handlungen verbinden und je öfter sich diese Verbindung wiederholt.

Der Hang ist eine potenzierte Gewohnheit und ist vorhanden, wenn die durch Gewohnheit und Übung erstarkte Neigung so mächtig wird, dass die Wahrnehmung des begehrten Gegenstandes oder auch nur die Reproduktion der Vorstellung desselben die Begierde unmittelbar zur Vollziehung der Thätigkeiten, von denen die Befriedigung derselben abhängt, antreibt.

## Die Leidenschaft nach ihrem Begriff und ihrer Erscheinungsweise.

§ 80.

Unter Leidenschaft versteht man die habituell gewordene Begierde, das dauernde Streben nach ihrer Befriedigung. Sie bemächtigt sich des ganzen Gemütes, drängt alle anderen Interessen und Rücksichten bei Seite, beherrscht alle Kräfte des Trieb- und Gemütslebens, macht sich dieselben wenigstens zeitweise dienstbar, erzwingt deren Passivität, um die ihrer Befriedigung entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Im leidenschaftlichen Menschen sind die Strebungen und Begierden so stark geworden, affizieren die Seele mit solcher Macht, dass derselbe unmittelbar zum Handeln geführt wird, ohne dass Verstand und Wille fähig wären, hemmend der gewaltig aufgewühlten Begierde entgegenzutreten. Ein solcher handelt ohne zu wissen, was er thut; er handelt oft mit Bewusstsein aber nicht mit Selbstbewusstsein, d. h. er ist nicht fähig, nach vernünftigen Gründen und sittlichen Motiven sich zu entscheiden, kennt kein Gebot und Verbot, würdigt weder Gründe noch Gegengründe der Sittlichkeit, sondern steuert schranken- und zügellos seinem Ziel entgegen, wenn er auch mit dem grössten Scharfsinn die geeignetsten Mittel ausfindig zu machen weiss und nicht ansteht, mit eisiger Kälte und raffinierter Bosheit seine Pläne ins Werk zu setzen. Insofern ist die Leidenschaft einseitig und blind, überlegt nicht die Unerlaubtheit ihres Gebahrens, liegt in stetem Streit mit der edleren Seite der vernünftigen Seele, sucht Vernunft und Besonnenheit von ihrem Throne zu vertreiben und sich die unbedingte Herrschaft über das bessere Ich zu sichern. Ist es ihr gelungen, sich neben den ihr entgegenwirkenden Kräften zu vertragen, hat sie sich einen gewissen *modus vivendi* neben den ideellen Kräften der Seele errungen, so ist ihr Sklave unrettbar dem Abgrund verfallen.

Anmerkung. Leidenschaften und Affekte sind nicht mit einander zu verwechseln. Die Affekte sind nur momentane Störungen des Gleichgewichtes des Gemütslebens, sie werden nicht habituell, dagegen ist die Leidenschaft eine herrschend gewordene Be-

[library stamp]

gierde, deren Äusserungen sich wiederholen. Sie entsteht auch nicht plötzlich, wie der Affekt, sondern erreicht nach allmähliger Entwicklung ihren Kulminationspunkt. Der Affekt handelt übereilt, lähmt momentan den Verstand, die Leidenschaft schärft ihn, macht ihn aber sophistisch, sie verfälscht das Gefühl und raubt die Willensfreiheit auf die Dauer, der Affekt nur für den Moment. Treffend vergleicht Kant den Affekt mit einem Rausch, die Leidenschaft mit dem Wahnsinn, nennt jenen ein den Damm durchbrechendes Gewässer, diese einen Strom, der sich immer tiefer in sein Bett eingräbt; der Affekt ist offen, übereilt, aufbrausend, unbesonnen und ehrlich, die Leidenschaft meist kalt, hinterlistig und versteckt.

## Die Leidenschaften nach ihrem Ursprung und ihrem Wert.

§ 51.

Quellen der meisten Leidenschaften sind der in Selbstsucht und Selbstgenussucht umgeschlagene Selbsterhaltungstrieb und gewisse bis auf ihre unmoralische Spitze emporgehobene natürliche und an sich erlaubte Lustgefühle. So kann sich das Lustgefühl an der Achtung, die wir von anderen verlangen, steigern zur Gefallsucht, Ehrsucht, Herrschsucht, Streitsucht, Rachsucht etc. Die Selbstliebe kann die Quelle der Leidenschaft des Stolzes, des Hochmuts und der Hoffart werden; die Lust am Erwerb kann sich potenzieren zur Habgier und zum Geiz; das angenehme Gefühl, das mit der Stillung des Hungers und Durstes verbunden ist, kann zur Völlerei und Trunksucht führen.

Bei der Wertschätzung der Leidenschaften kommt es lediglich auf das Objekt des leidenschaftlichen Strebens an. Denn auch das Edle, Gute, Grosse und Schöne kann leidenschaftlich erstrebt werden, und so kann die Leidenschaft auch die Quelle der edelsten Thaten werden, wie die Geschichte beweist. Aber auch in diesem Gewande ist sie an sich ein krankhafter Zustand und bedarf der Regelung und Zügelung durch den Verstand und die Vernunft.

## Der menschliche Wille.

§ 82.

Vielfach wird der menschliche Wille die vollendetste Art des Begehrens genannt, und sein Unterschied von diesem wird nur in die Voraussetzung gelegt, dass der Wollende die Er-

reichung des Gewünschten mit Bestimmtheit voraussetze. Die Einsicht also und die Erwartung, dass der ausgesprochene Wunsch werde von Erfolg begleitet sein, soll das unterscheidende Merkmal zwischen dem instinktiven Begehren und dem vernünftigen Wollen sein. Dass aber der Wille mit dem bewussten Begehren nicht identisch ist, auch nicht aus ihm abgeleitet werden kann, bezeugt die Thatsache, dass er sich den bewussten Strebungen hemmend entgegenstellen, mithin den treibenden, instinktiven Kräften Widerstand leisten, sie niederhalten und leiten kann. Er ist also nicht ein durch Zusetzung klarer Vorstellungen potenziertes Begehren, sondern kann als Feind und Widersacher der Begierde auftreten. Ihn also mit dem Begehren zu identifizieren, ist eine *contradictio in adjecto.*

Der Wille setzt allerdings das Bewusstsein und Selbstbewusstsein voraus, denn nur bewusste Strebungen sind ein Wollen, allein wie eine blosse Vorstellung, ein Gedanke unmittelbar sich in Thätigkeit, oder gar in einen mit Freiheit nach Vernunftgesetzen zu vollziehenden Akt umsetzen könne, ist unerklärlich. Durch Akte des Verstandes werden wir uns nur vorhandener Zustände und Bestimmtheiten der Seele bewusst. Der Wille aber setzt neue, erst entstehende Bestimmtheiten derselben. Der Verstand kann höchstens die mannigfachen Strebungen von einander in Hinsicht auf ihren sittlichen Wert, ihre Folgen etc. unterscheiden. Aber erst ein spontaner Willensakt veranlasst die Erwägung, ob der drängenden Begierde Folge zu geben sei oder nicht, oder welche von mehreren Strebungen man zur Befolgung auswählen wolle; dann erst folgt der eigentliche Willensentschluss oder die Entscheidung, ob etwas und was geschehen solle. Der Wille ist also weder eine bloss blind treibende, das Weltall durch unbewusst wirkende Kräfte in das Dasein rufende Macht (Schopenhauer), noch ein blosses von klaren Vorstellungen erleuchtetes Streben, da die Willensentscheidung oft dem Resultat der Überlegung widersprechen kann und nicht immer mit einem klaren und richtigen Urteil Energie des Willens verbunden ist, sondern er ist jene Grundkraft des selbstbewussten Geistes, gegenüber dem Komplex der verschiedensten inneren Strebungen

und äusseren Einflüsse nach reiflicher Überlegung in Übereinstimmung oder im Gegensatz zu den Vernunftgesetzen spontan und mit Freiheit sich für eine mögliche Thathandlung zu entscheiden und dieselbe in Ausführung zu bringen.

## Die Freiheit des Willens.

§ 83.

Unter Willensfreiheit darf nicht verstanden werden die Fähigkeit des menschlichen Geistes, alle möglichen Akte nach Willkür zu setzen und in absoluter Machtentfaltung schöpferisch und bedingungslos ein Etwas ins Dasein zu rufen, sondern nur die Macht, sich selbständig bei mehreren möglichen Handlungen für eine zu entscheiden und zwar ausserhalb des natürlichen Kausalnexus nach Vernunftgesetzen.

Da die Willensfreiheit bloss die Möglichkeit ist, unter zwei oder mehreren Handlungen zu wählen, so lässt sich *ex actis*, d. h. aus der vollzogenen Handlung nicht beweisen, dass sie der Thäter auch nicht habe vollziehen können. Denn die Freiheit des Willens ist nur eine Freiheit der Entschliessung vor der Verwirklichung einer beschlossenen Handlung. Nur solange Zeit gegeben ist zu überlegen und von mehreren möglichen Entschlüssen einen zur Ausführung zu wählen, kann von einer freien Willensthätigkeit die Rede sein. Ist aber ein gewählter Entschluss zur Ausführung gebracht, ist also dieser allein gegenüber den anderen aktuell in die Erscheinung getreten, so ist keine Änderung oder gar ein Ungeschehenmachen des Gethanen mehr möglich. Weil aber das aktuelle Setzen einer Handlung und deren Gegenteil zu gleicher Zeit nicht möglich sind, so ist die Forderung eines erfahrungsmässigen Nachweises der Willensfreiheit unberechtigt, weil unerfüllbar.

Auch *a priori* kann nicht entschieden werden, ob dem Menschen Willensfreiheit zugesprochen werden darf, oder nicht, aber es lässt sich auf induktivem, analytischem Wege auf folgende unleugbare Thatsachen ein sicherer Schluss bezüglich dieser Frage gründen.

Die Thatsachen sind folgende:

a) das Bewusstsein einer Freiheit des Willens überhaupt;

b) unser sittliches Bewusstsein;

c) die hiemit verbundene Zurechnungsfähigkeit;
d) die persönliche Verantwortlichkeit;
e) das Gewissen;
f) die Reue.

Ist die menschliche Thätigkeit nur das Produkt eines Kausalnexus innerer und äusserer Motive und Einflüsse, ist jede Handlung nur die notwendige Folge treibender Kräfte des leiblichen Organismus und der seelischen Eigentümlichkeiten, so ist die Thatsache unerklärlich, wie der Mensch als ein einzig und allein von notwendigen, natürlichen Ursachen in seinem Thun und Lassen vollständig bestimmtes Wesen sich zum Bewusstsein erheben könne, dass er sich frei und nach eigenem Entschluss in seinem Handeln bestimme. Ebenso lassen sich die übrigen angeführten Thatsachen und mithin der historische Entwicklungsgang der gesamten Menschheit, die Thatsache des Rechtslebens, der positiven Religion, der Macht des über die Sittlichkeit zu Gericht sitzenden inneren Richters ohne die Annahme, dass wir uns mit freiem Wollen für oder gegen etwas bestimmen können, nicht erklären. (S. § 15.)

## Naturnotwendigkeit und Vernunftnotwendigkeit.

§ 84.

Alles natürliche Werden ist geknüpft an einen notwendigen Kausalnexus, nach welchem bei gegebenen Bedingungen jede Naturkraft in Aktualität treten muss und eine Unterlassung der Kraftäusserung bei vorhandenen Bedingungen eine Unmöglichkeit ist. Die Naturgesetze haben zwingende Kraft.

Allein der menschliche Wille entscheidet sich mit Freiheit bei der Wahl seiner Handlungsweise. Trotzdem ist er aber nicht zu betrachten als eine Kraft, die blind wirkt, für die es überhaupt keine gesetzmässige Äusserung und keine leitenden Zielpunkte gibt, sondern das Kausalitätsgesetz gilt auch für ihn, allerdings nicht in der Form einer zwingenden Naturnotwendigkeit, eines Müssens, sondern in der eines von der Vernunft geforderten Sollens. Der Mensch ist nicht gezwungen, so und nicht anders zu handeln, wohl aber soll er nach vernünftigen Motiven, von der Vernunft gesetzten Zwecken bei seinem Thun und Lassen geleitet werden.

## Genesis der Willensakte.

§ 85.

Der Prozess des Wollens vollzieht sich in der Regel auf folgende Weise: Ist von innen oder aussen der Seele ein Impuls zu thatkräftigem Auftreten gegeben, so erfolgt zuerst eine Selbstunterscheidung derselben von diesen Impulsen, darauf folgt die Überlegung und Erwägung, d. h. die Seele verknüpft bezüglich der möglichen Folgen, der Wahl und Wirksamkeit der Mittel, der Erlaubtheit und Sittlichkeit der möglichen Handlungen die ihr geläufigen Vorstellungen in einem Denkakt. Diese führt möglicherweise zu einem bestimmten Entschluss, d. h. die Seele fasst nach freier Überlegung den Vorsatz, im Einklang oder im Widerspruch mit den Vernunftprincipien der Sittlichkeit an die Ausführung einer Handlung heranzutreten oder sie zu unterlassen.

Anmerkung. Von dem Handeln, das von einem festen und bewussten Entschluss geleitet wird, ist zu unterscheiden das sogenannte taktvolle Benehmen oder der gute Ton. Darunter ist nämlich die Fähigkeit zu verstehen, ohne vorausgegangene Überlegung unser Urteil und unser Wollen mit der gegebenen Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Hierbei vermag das Gefühl das logisch Richtige und Schickliche unbewusst herauszufinden und die dadurch erzeugten Vorstellungen zur Richtschnur für einen Willensakt zu machen.

## Die Willensfreiheit gegenüber dem Indeterminismus und dem Determinismus.

§ 86.

Aus § 80 erhellt, dass der Mensch nicht absolut frei ist, wie Gott, sondern sich nur einer relativen Selbständigkeit bei seinem Handeln rühmen kann. Er ist nur frei in seinen Entschlüssen. Nicht ist ihm als endlichem Wesen die Macht verliehen, zu thun, was er will; weder kann er, noch darf er jede ihm mögliche Handlung vollziehen. Die gegebene Bestimmung der Willensfreiheit als Wahlfreiheit schliesst also den Indeterminismus, d. h. die schrankenlose Willkür aus.

Aber trotz der teilweisen Abhängigkeit des Menschen von seinen individuellen Eigentümlichkeiten, von seinen vorwiegenden Neigungen und Trieben etc., von den gangbaren

Vorstellungen seines Zeitalters, überhaupt von äusseren Umständen und inneren Beweggründen, ist die Willensfreiheit, wie sie oben definiert wurde, kein blosser Wahn. Sie ist nicht nur denkbar, sondern in Anbetracht der angeführten Thatsachen geradezu gefordert. Dadurch dass der Mensch die sein Wollen bestimmenden Gründe freiwillig anerkennen und nicht anerkennen kann, ist jeder äussere Zwang bezüglich des freien Entschlusses abgewehrt. Selbst das Sittengesetz hebt die Willensfreiheit nicht auf; denn es übt keinen Zwang auf unsere Entschliessungen aus, sondern fordert uns bloss auf, freiwillig seine Befugnis, zur Richtschnur unseres Handelns zu dienen, anzuerkennen. Es stellt bloss die Forderung, dass, wer recht und sittlich handeln will, freiwillig die ethischen Gesetze befolgen soll.

Aus dem Gesagten erhellt, dass der sogenannte Determinismus ebensowenig Berechtigung hat, als der Indeterminismus. Denn die Annahme, dass alles, was der Mensch thut, nur die Frucht seines bestimmten Charakters, bestimmter innerer und äusserlicher Einflüsse sei, hat so wenig Wert, als die Behauptung von einer absoluten Selbstbestimmung. Während hier der Mensch zum Gott gemacht wird, so erscheint er nach der Auffassung des Determinismus als eine blosse Maschine, als ein veredeltes Tier, dem alle freie Thätigkeit abgesprochen wird, und dessen wechselvolle Lebensschicksale und mannigfache Thathandlungen nur das Produkt einer fatalistischen Naturnotwendigkeit sind.

## Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit.

§ 87.

Ist der Mensch in seinem Handeln frei, steht es bei ihm, einen Entschluss zu fassen oder nicht, die vorgenommene That auszuführen, oder sie zu unterlassen, d. h. den Willen zu entäussern, das Gewollte aktualiter zu setzen, so hat er auch für die Folgen seiner Handlungen einzustehen, d. h. die Verantwortung für sein Thun und Lassen zu tragen. Heben dagegen Störungen des leiblichen Organismus, krankhafte Zustände der Seele oder äusserer Zwang die Willensfreiheit auf, so können Handlungen, welche unter derartigen Verhältnissen

vollzogen werden, dem Handelnden nicht zugerechnet werden, womit jede Verantwortlichkeit erlischt. Denn die Zurechnungsfähigkeit ist die notwendige Voraussetzung der Verantwortlichkeit. Sie ist das Urteil, das eine bestimmte That dem freien Ich eines bestimmten Menschen entsprossen ist. Bezüglich der Zurechnungsfähigkeit kommen besonders zwei Fragen in Betracht:

a) hat das Individuum die zu beurteilende That wollen können, d. h. war sein Wille frei, um sich zur Ausführung derselben zu entschliessen;

b) hat das Individuum die That wirklich gewollt. Das letztere kann ohne das erstere nicht stattfinden, wohl aber könnte umgekehrt die Möglichkeit einer Willensentschliessung gegeben sein ohne aktuell zu werden. Es liegt z. B. das Reat einer Körperverletzung vor. Nun ist es in Anbetracht der normalen körperlichen und geistigen Zustände des Thäters möglich, dass er eine solche That freiwillig zu begehen fähig war, trotzdem lässt sich behaupten, dass er sie nicht mit Vorsatz ausgeführt hat.

Die Zurechnungsfähigkeit setzt Folgendes voraus:

a) ein klares, ungetrübtes Selbstbewusstsein;

b) eine richtige Auffassung der persönlichen Rechte und Pflichten;

c) eine richtige und hinreichend klare Einsicht in die Folgen einer Handlung in Bezug auf sich und auf andere.

Sie wird teilweise oder vollständig aufgehoben durch gewisse Krankheiten, durch jeden von aussen andringenden Zwang, durch körperliche Einflüsse und Zustände, welche den normalen Verlauf der Überlegung stören. Auch bei jenen Individuen, welche wegen hochgradiger intellektueller und moralischer Rohheit einer verständigen Überlegung vor der That nicht fähig waren, ist eine Verminderung oder auch ein vollständiges Aufgehobensein der Zurechnungsfähigkeit anzunehmen. Schliesslich sei bemerkt, dass die Imputation verschiedene Grade hat, deren Feststellung Sache einer eingehenden Analyse des betreffenden Individuums ist.

## Naturell und Temperament.

§ 88.

Entsprechend dem Gesetz der Individuation macht sich bei jedem Menschen eine eigenartige, auf seine verschiedenen Anlagen gegründete Willensrichtung geltend, die zunächst in der Form von blossen Trieben auftritt, welche durch gewisse Gefühle ausgelöst werden. Die angeborne Eigentümlichkeit, die unwillkürlich im Bewusstsein der Individualität hervortritt, nennt man Naturell. Das Bestimmende des Naturells ist zwar ein bewusster, aber unwillkürlich wirkender Drang, sich so oder anders zu entscheiden. Ein solcher habitueller Gesamtzustand des Einzelnen ist abhängig von der Konstitution des Leibes, der Gesundheit oder Kränklichkeit der Organe, von der Beschaffenheit des Blutes, der Muskulatur und des Knochenbaues. Auch haben Einfluss auf das Naturell mannigfache andere Einflüsse, wie Klima, Geschlecht, Abstammung, Lebensalter, geographische Lage etc. Derartige Einflüsse erstrecken sich aber nicht nur auf das Individuum allein, sondern auch auf Familien, Stämme, Nationen und Menschenrassen.

Unter Temperament versteht man das Kraftmass jedes individuellen Seelenlebens, wie es sich in der Intensität der Gefühle und Affekte kund gibt. Seit Galenus hat man verschiedene Einteilungen der Temperamente versucht. Er selbst stellte deren vier auf, andere bald zwei, fünf, sechs, acht. In Wahrheit gibt es aber, da der seelische Gehalt eines jeden Menschen ein individueller, eigenartiger ist, soviele Temperamente als Individuen. Jedes einzelne ist eine Mischung aller. Nur macht sich bei dem einen eine erhöhte oder minder lebhafte Reizbarkeit (Rezeptivität) einerseits, und ein kräftigeres oder gemässigteres Reaktionsvermögen anderseits geltend. Dem Herkommen entsprechend soll die Einteilung der Temperamente in vier verschiedene beibehalten werden.

Nach derselben nimmt man an:

A. ein cholerisches;

B. ein sanguinisches;

C. ein melancholisches; und

D. ein phlegmatisches Temperament.

## A.

## Das cholerische Temperament.

Der Choleriker besitzt einen starken, gedrungenen Muskelbau, mittlere Grösse und ist mager. Seine Augen sind feurig, die Gesichtsfarbe meistens gelblich braun, die Haare schwarz oder tiefbraun, die Stimme voll und stark. Was seine psychischen Fähigkeiten und Vermögen betrifft, so ist sein Gedächtnis gewöhnlich stark, die Einbildungskraft geweckt, der Verstand scharf, die Empfindung lebhaft und tief. Seine Leidenschaften sind anhaltend und kräftig. Besonders sind ihm Stolz, Zorn und Ruhmbegierde eigen. Was er erfasst, verfolgt er mit Beharrlichkeit. In seinem Ausseren erscheint er gewöhnlich ruhig und abgemessen, ist ausdauernd in der Arbeit, streng in Geschäften, eisern und fest in seinen Entschlüssen.

## B.

## Das sanguinische Temperament.

Bei dem cholerischen Temperament herrscht die Widerstandskraft vor, bei dem sanguinischen die Rezeptivität. Der Sanguiniker ist zwar lebhaft und schnell, allein sein Handeln zeugt weder von Kraft noch von Ausdauer. Sein Körper ist in der Regel von mässiger Grösse, jedoch schlank gebaut, die Haare von blonder oder bräunlicher Farbe, die Gesichtszüge anmutig. In allen Bewegungen macht sich eine grosse Lebhaftigkeit kund. Er spricht rasch und gewandt. Die Einbildungskraft ist lebhaft und feurig, eine Idee jagt die andere, die Aufmerksamkeit verweilt nicht lange bei einem Objekte, sondern verbreitet sich in raschem Fluge auf mehrere. Wenn auch das Gedächtnis des Sanguinikers leicht und glücklich ist, so mangelt ihm doch Treue und Zähigkeit. Wenn er urteilt, geht er selten in die Tiefe. Alle seine Gefühle sind leicht erregbar, daher ist er gutmütig aber leichtsinnig und höchst wankelmütig in seinen Entschlüssen. Er fängt vielerlei mit den besten Vorsätzen an, führt aber wenig aus.

## C.

## Das melancholische Temperament.

Diesem Temperament eignet eine gewisse Langsamkeit, sowohl bezüglich der Rezeptivität als der Reaktion. Der

Körperbau des Melancholikers ist zart und mager, die Haare in der Regel braun, die Augen blau, der Blick unruhig und finster, die Gesichtsfarbe fahl und blassgelb. Die Sinnesorgane sind schwach, die Gemütsstimmung düster, die Sprache mühsam und bedacht. Die Melancholiker fassen schwer und langsam, halten aber das Erfasste fest. Sie sind daher in der Regel tiefe Denker. Was ihren Charakter betrifft, so sind sie gleichgültig und misstrauisch, beschäftigen sich gerne mit traurigen Vorstellungen, und lieben daher die Einsamkeit. Ihr Benehmen ist verschlossen und trägt das Gepräge des Trübsinns an sich. Dagegen besitzen sie eine eiserne Beharrlichkeit des Willens, die sich zum Eigensinn steigern kann. Wen der Melancholiker hasst, den kann er auch mit blutiger Rachgier verfolgen. Dieses Temperament kann begründet sein durch erbliche Anlage, tiefen Kummer, übermässige Anstrengung, überhaupt durch unglückliche Lebensverhältnisse.

### D.

### Das phlegmatische Temperament.

Dieses Temperament ist gekennzeichnet durch geringe Rezeptivität und eben so geringe Reaktion. Der Körperbau des Phlegmatikers ist schlaff und schwammig, die Muskeln weich, das Haar blond und blass, die Sinne sind stumpf, die Augen matt und glanzlos, das Gesicht blass, welk und ohne Ausdruck. Die Aufmerksamkeit ist schwer auf einen Gegenstand zu richten, die Phantasie ist träg, das Gedächtnis mitunter stark. Auch die Urteilskraft ist bei dem langsamen Ideengang häufig hoch ausgebildet, überhaupt herrscht Überlegung und Sinn für Ordnung vor. Mitunter hält das Phlegma an seinen einmal gefassten Entschlüssen mit starrer Zähigkeit fest, da es zu bequem ist, um seinen Gedankengang durch wiederholte Reflexion zu rektifizieren.

Anmerkung. Wie bereits angedeutet wurde, kommt nie ein Temperament mit all seinen Vorzügen und Fehlern rein und ungetrübt vor, sondern jedes Individuum stellt sich als ein eigenartiges und buntes Gemisch aller Temperamente dar. Auch die verschiedenartigen Lebensalter und Lebensverhältnisse wirken umstimmend auf den seelischen Gesamtzustand ein. So ist der Säugling im allgemeinen von pflegmatischem, der Knabe und Jüngling von sanguinischem, der

Mann von cholerischem, das beginnende Greisenalter von melancholischem Temperamente. Im spätesten Alter wird der Greis wieder zum Kinde, so dass nach vollendetem Kreislauf die Entwicklung des Temperamentes zu seinem Anfang zurückkehrt.

## Von dem Charakter, der Besonnenheit, Selbstbeherrschung und Gesinnung.

§ 88.

Von dem Naturell mit seinen mannigfachen Gefühlen, Neigungen und Trieben, die sich mit einem unmotivierten, unwillkürlichen Drängen Geltung und Befriedigung zu verschaffen suchen, unterscheidet sich der Charakter durch die freigewählte Willensentscheidung nach bestimmten Motiven, Zwecken und Beweggründen. Die Triebe und Affekte des Individuums gelangen nicht zu unmittelbarer wirksamer Äusserung, sondern der Verstand stellt sich zuerst denselben reflektierend gegenüber, und unterwirft sie seinem Urteil nach einem allgemeinen Begriff, nach geläuterten und erprobten Grundsätzen (Maximen).

Der Charakter besitzt demnach noch alle Triebe des Naturells, aber er ist sich ihrer bewusst und wird nicht widerstandslos von ihnen dahingenommen, sondern das Auge des Verstandes unterwirft sie zuerst einer Musterung und entscheidet über die jeweilige Berechtigung ihrer Forderungen.

Soll aber der Trieb durch die Entscheidung des Verstandes von seiner unmittelbaren Wirkung befreit, und die Frage, ob ihm zu folgen sei oder nicht, richtig entschieden werden, so gehört dazu Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Unter Besonnenheit (σωφροσύνη) versteht man die ruhige und gleichmässige Erwägung von Gründen und Gegengründen, von der Tauglichkeit oder Untauglichkeit der Mittel, ferner von der Verwerflichkeit und Sittlichkeit oder von der Unsittlichkeit der Zwecke. Dieselbe wird zur Selbstbeherrschung, wenn sich die Überlegung planmässig von bestimmten Gesichtspunkten, Maximen und Principien leiten lässt, dieselben unverrückt im Auge behält, alle Vorstellungen und Wollungen, welche denselben widersprechen, als etwas Fremdartiges abweist und unterdrückt.

Eine Handlungsweise, bei welcher Besonnenheit und Selbstbeherrschung die Reflexion leiten, wird zur Gesinnung, insofern die Folgerichtigkeit und Stetigkeit des Reflektierens zur Gewohnheit geworden ist. Hierdurch entsteht ein gleichmässiges Handeln, in welchem das bleibende Selbstgefühl des Subjekts sich ausprägt. Die Gesinnung macht eigentlich den Charakter aus und lässt uns mit ziemlicher Bestimmtheit vorhersehen, wie sich der Wille jemandes entscheiden wird und ob von ihm eine gute oder schlechte That zu erwarten ist.

## Charakterfestigkeit, Charakterlosigkeit und Charakterbildung.

§ 89.

Wer nun die Macht besitzt, bei der Reflexion über die auszuführenden Handlungen alle zerstreuenden inneren und äusseren Einflüsse fern zu halten, sich nach vernünftigen, allgemein gültigen Principien zu entscheiden und mit Ausdauer und Festigkeit die gefassten Entschlüsse auszuführen, der heisst ein charakterfester Mann. Ein solcher ist sich seiner Handlungsweise stets klar bewusst, hält sich von allen verwirrenden Einflüssen frei und sein ganzes Thun und Lassen is zuverlässig und sich gleichbleibend. Nichts vermag seinen Entschluss zu ändern. Er allein entscheidet über seine Handlungen und hat sich bei dieser Entscheidung vollkommen in seiner Gewalt. Da sich bei dem Mann von Charakter der Wille völlig frei aber nur aus sich selbst entscheidet, so ist er zugleich frei und determiniert, d. h. relativ frei. Im Gegensatz zu ihm steht der Charakterlose. Bei ihm ist bei der Reflexion Besonnenheit und Selbstbeherrschung nicht zur überwiegenden Herrschaft gekommen. Er ist den unwillkürlichen und vorübergehenden Einwirkungen seines Naturells und Temperaments unterworfen und weiss ihnen den Widerstand einer festen Gesinnung nicht entgegenzusetzen. Derartige Naturen sind unberechenbar und unzuverlässig.

Diese Halt- und Kraftlosigkeit schon beim Beginn des selbstbewussten Handelns zu beseitigen und demselben das Gepräge der Festigkeit und Stetigkeit zu geben, ist Sache der Erziehung durch Andere und der Selbsterziehung. Die Heran-

bildung des Charakters hat demnach damit zu beginnen, dass in dem Individuum der klare Verstand die Herrschaft erlangt über die dunklen Regungen des Naturells, und zwar soll diese Herrschaft dem Inhalt nach immer umfassender und der Wirkung nach immer intensiver werden. Statt der Regungen des Temperamentes und der gesamten Gemütsanlage sollen dem Willen bewusste und dem selbstgewissen Denken entsprungene Motive zu Grund gelegt werden.

### Perfektibilität dcs Charakters.

§ 90.

Wenn die Charaktermässigkeit des Handelns von der Entwicklung des Bewusstseins, der Sicherheit des Urteils, der Lauterkeit und Vollkommenheit der Maximen abhängt, so kann dieselbe kein fertiger und abgeschlossener Zustand sein, sondern das derselben eigenartige Wollen wird, wie das Bewusstsein, einer Steigerung der Intensität, sogar einer Umänderung fähig sein, wenn eine besser begründete Überzeugung die alten Vorurteile beseitigt hat, wenn die Grundsätze des Willens sich immer mehr klären, erweitern und durch Aufhebung jedes inneren Widerstreites verfestigen.

### Der sittliche Charakter oder die ideale Willensfreiheit.

§ 91.

Der Charakter als blosser dauernder Wille findet seine Vollendung erst, wenn er sittlich wird, d. h. wenn er die Vernunftidee des Guten zum ordnenden Mittelpunkt aller seiner Zwecke macht und seinen Willen der definitiven Entscheidung der höchsten idealen Beweggründe unterwirft. Wie der Verstand das regellos schweifende Vorstellen, die Besonnenheit die Affekte und Gefühle beherrschen soll, so verlangt die Sittlichkeit, dass der Wille nur idealen Zwecken diene. Dieselben sind allerdings nicht als fertige Vorstellungen dem Bewusstsein angeboren, sondern machen sich zunächst im Gefühle des Sollens als dunkler Grundwille geltend, sollen aber mit Freiheit erfasst, zu klarem Bewusstsein gebracht und als höchste Zwecke dem Handeln zu Grunde gelegt werden.

Die Entscheidung über den sittlichen Wert eines Charakters hängt demnach von dem Inhalt der Idee oder der Qualität

des höchsten Motives ab, nach welchem der Handelnde seine Willensentscheidung trifft. Den Inhalt der Idee des Guten bildet aber das höchste Gut. Es wird nun die Frage sein, was unter demselben zu verstehen ist. Als solches kann nun erscheinen:

a) die Befriedigung des Persönlichkeitstriebes, indem das Selbst zum alleinigen Mittelpunkt alles Wollens und Handelns gemacht wird. Das Eigentümliche dieser Stufe der Charakterentwicklung ist die Selbstsucht oder der Egoismus. Der Wille des Selbstsüchtigen geht nicht über die Schranke des eigenen Ich hinaus. Bei ihm werden alle anderen Gefühle zurückgedrängt, nur das Gefühl, sich geltend zu machen, tritt hervor. Es erhellt, dass der Egoismus nicht sittlicher sondern unsittlicher Natur ist.

b) Der Handelnde kann auch das höchste Gut darin finden, solche Zwecke zum letzten Ziel seines Handelns zu machen, welche über sein Selbst hinausreichen und allgemeiner Natur sind. Sein Wille unterwirft sich hier nicht selbstsüchtigen Motiven, sondern greift über das eigene Ich hinaus, erhebt sich aus dem Bereich des endlichen, beschränkten Individuums in die Sphäre des Überweltlichen und Unendlichen. Hier nimmt das dunkle Gefühl des Zuges nach dem Selbstlosen, Allgemeinen, Interesselosen, überhaupt des Ideellen plastische Gestalt an. Dieser Art sind alle Motive, welche dem wissenschaftlichen und künstlerischen Streben, überhaupt jeder Thätigkeit zu Grunde liegen, bei welcher das Subjekt sein eigenes Ich verleugnet und dem Allgemeinen (der Idee) zum Opfer bringt.

Die Sittlichkeit auf dieser Stufe der einseitigen Ausbildung macht sich in der Regel in vorübergehender Regung in der Begeisterung für Einzelnes geltend. Gewissenhaftigkeit in der Ausübung der Berufspflichten, Familienpietät, Bürgertreue, Vaterlandsliebe, Mitgefühl für menschliches Leid und Freud sind die schönen Blüten, welche dies ideale Streben treibt. Hier werden keine selbstsüchtigen Zwecke verfolgt, sondern mit edler Selbstaufopferung unterwirft der Begeisterte sich seinen idealen Lebensaufgaben. Diese Sittlichkeit leidet aber noch an Einseitigkeit, da ihr ein organisierender Mittelpunkt fehlt, welcher gegeben ist, wenn

c) das Subjekt das höchste für den Menschen erreichbare Gut darein setzt, nur die eine und allgemeine Idee des Guten zum Zweck seines Handelns zu machen. Auf dieser höchsten Stufe der Sittlichkeit ist der Wille mit der Idee völlig geeint, ihr nicht mehr unterworfen. Die Willensrichtung wird zur allgemeinen, sich gleichbleibenden Gesinnung, die alle Handlungen bewusst durchdringt und das Gute in jeder Gestalt, auch im Nächsten und Kleinsten zum absoluten Zweck macht. Ist der Mensch auf dieser Stufe der sittlichen Entwicklung angelangt, so hat er sein Lebensideal erreicht, nämlich im Handeln Gewissenhaftigkeit, in der sittlichen Beurteilung Besonnenheit, in der praktischen Gesinnung liebevolle Hingabe und findet in dem Bewusstsein und Wohlgefühl harmonischer Thätigkeit seine wahre und höchste innere Glückseligkeit. Dies Bewusstsein und diese Zufriedenheit des Geistes mit sich selbst ist die allgemeine Form der bewussten und ihrer selbst gewissen sittlichen Vollkommenheit. (J. Fichte.)

Um dieses höchste Ideal der Lebensentfaltung zu erreichen, müssen alle seelischen Kräfte nach Möglichkeit harmonisch zusammenwirken; denn sie alle dienen dem höchsten Zweck des vernunftgemässen Handelns. Der ganze Vorstellungsprozess, von dem Empfinden an bis zur Einsicht in die höchsten Vernunftwahrheiten erhält seinen praktischen Wert und seine ethische Bedeutung durch das sittliche, durch die Idee des höchsten Gutes bestimmte Handeln.

Nachdem wir in kurzen Zügen die wichtigsten Thatsachen des psychischen Lebens besprochen haben, bleibt noch übrig, die bekanntesten Störungen eines normalen Lebensprozesses der Seele mit wenigen Worten zu berühren.

Anmerkung. Eine Besprechung der Zustände des Seelenlebens in den verschiedenen Lebensaltern, ebenso der mehr somatisch-psychischen Zustände des Wachens, Schlafens, Träumens, des Schlafredens, des Somnambulismus etc. widerspricht wegen der hypothetischen Natur dessen, was sich von ihnen sagen lässt, dem Zweck vorliegender Schrift.

## Störungen des Seelenlebens.

### § 92.

Eine Störung des Seelenlebens tritt ein, wenn das Selbstbewusstsein und der Wille entweder überhaupt oder teilweise aus ihrer Bahn gedrängt (verrückt) oder gänzlich aufgehoben

werden. Solche Störungen des Seelenlebens sind teilweise die Folgen von kranken und abnormen Zuständen des körperlichen Organismus. Sie können vorübergehende Erscheinungen im wachen und nicht wachem Zustande sein. Zu den ersteren gehören: Rausch, Schwindel, Gelüst, Fieberphantasie, zu den letzteren: Schlaf, Traum, Ohnmacht, Scheintod mit völliger Bewusstlosigkeit.

Die eigentlichen *Geisteskrankheiten* sind gewöhnlich von längerer Dauer. Ihre Hauptformen sind: *Blödsinn Wahnsinn, Narrheit, Tobsucht.*

Der *Blödsinn*, die alleinige *angeborne* Geistesstörung, ist eine allgemeine Schwäche aller Seelenkräfte. Er ist die Ausartung des phlegmatischen Temperamentes in eine förmliche Lähmung der Seele. Blödsinnige, deren körperliche Organe zugleich missgestaltet sind, nennt man *Kretinen.*

Der *Wahnsinn* besteht in dem zähen Fürwahrhalten falscher *Vorstellungen*, die man auch *fixe Ideen* nennt.

Bei Sinnestäuschungen und Halluzinationen glaubt der Getäuschte etwas als existierend *äusserlich* wahrzunehmen, das in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, der Wahnsinnige hält eine falsche Vorstellung für wahr, und leitet mitunter sehr scharfsinnig formaliter richtige Urteile aus ihr ab. In der Regel erstreckt sich der Irrtum nur auf einen bestimmten Gedankenkreis, während Gedankenreihen von anderem Inhalt ungestört ihren normalen Verlauf nehmen. Derartige Unglückliche reden sonst ganz vernünftig, nur in allem, was mit ihrer fixen Idee in Zusammenhang steht, macht sich die Verrücktheit des Zentralpunktes in diesem Vorstellungskomplex bemerkbar. Der Wahnsinn tritt in den verschiedensten Formen auf. Bald erscheint er als religiöse Schwärmerei, als Sucht, sich durch Aufopferung berühmt zu machen, als unbegründete Furcht vor Armut und Hunger, als Lebensüberdruss, bald hält der Wahnsinnige sich selbst für ein anderes Wesen oder glaubt, sein Organismus sei aus ungewöhnlichen und abnormen Stoffen zusammengesetzt etc.

In der *Narrheit* ist das die Vorstellungen ordnende und verbindende Mittel *vollständig* zerrissen Nicht nur ein

bestimmter Vorstellungskreis ist gestört, sondern sämtliche Vorstellungen laufen wirr und quer, ohne Regel und Ordnung wild durcheinander. Sprechen und Handeln ist ohne Zusammenhang und Konsequenz.

Die Tobsucht kennzeichnet sich durch den unwiderstehlichen Drang ohne Zweck und Vorsatz, mitunter auch wider den Willen gewisse, in der Regel zerstörende Handlungen zu begehen.

Dem Tobsüchtigen erscheint seine ganze Umgebung als feindlich; deshalb drängt es ihn, mit krankhafter Energie alles, womit er in Berührung kommt, von sich fern zu halten und es mit wütender Lust zu vernichten. Die Zerstörungswut steigert seine physische Kraft in einer Weise, dass er nur durch überlegene Kräfte überwältigt werden kann.

Zu den krankhaften Seelenzuständen lässt sich auch die Hypochondrie zählen. Sie ist mehr eine Gemütskrankheit als ein abnormer Zustand der Erkenntnisthätigkeit. Der Hypochonder fühlt sich unglücklich, indem er den Gegensatz bemerkt, in welchem seine thatsächlichen Lebensverhältnisse zu den Anforderungen stehen, die er an ein glückliches Leben macht. Da er sich aber zu schwach fühlt, gegen die Wirklichkeit anzukämpfen, so verträumt er in traurigen Gedanken und verzweifelnder Sehnsucht seine Tage. Er lebt sich in diesen Gemütszustand derart ein, dass er sich gegen alle, auch die wohlgemeintesten Einwirkungen verschliesst. Ursachen der Hypochondrie können sein psychische Verhältnisse, wie verletztes Ehrgefühl, getäuschte Liebe, lieblose Behandlung, Zurücksetzung und Übervorteilung, anhaltende unglückliche Lebensverhältnisse; aber auch leibliche Zustände, wie Störungen der Zentralorgane, des Unterleibes und der Brust können derartige Zustände herbeiführen.

Druck: Handelsdruckerei zu Bamberg.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schramm, Georg

Leitfaden der Logik und der empirischen Psychologie für den Unterricht an Gymnasien und anderen höheren Lehr-Anstalten und zum Selbstunterricht

Bd.: 2

1881

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.Ph.o.16-b(2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11771962-2